taz# zahl ich

Sonderausgabe

12 Favoriten der tazler*innen



Folgen Sie uns

Wir sind nun schon 12.000! Als Team von taz zahl ich wollen wir Sie mit dieser digitalen Sonderausgabe mitnehmen auf eine Reise durchs Archiv und uns bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie uns unterstützen – und dass Sie immer mehr werden.

Die Sonderausgabe enthält zwölf Favoriten aus der Geschichte der taz. Sie liest sich wie eine Reise durch das Archiv. Beim Lesen werden Sie auf Schokoriegeln durch die Galaxie fliegen, eine Redakteurin in das langsam verwitternde Landleben ihres Vaters begleiten oder sich mit auf die Suche nach einem taz-internen Spion begeben. Sie folgen uns in den Wald, den Knast, auf den Fußballplatz und in die verlassenen nächtlichen Redaktionsräume in der Rudi-Dutschke-Straße.

Zur hier zusammengestellten Auswahl baten wir die gesamte Belegschaft der taz, uns ihre Favoriten aus 39 Jahren taz-Geschichte zu verraten. Die Empfehlungen fielen so divers aus wie die, die sie abgaben: Mitgründer, Geschäftsführer, Volontäre, Parlamentsredakteurin und Verlagsmitarbeiterinnen. Ihre Lieblingsgeschichten sind seitenlange Reportagen, kurze pointierte Kolumnen oder tiefgreifende Recherchen.

Die Idee zu dieser digitalen Publikation entstand, als wir im Dezember über die 11.000-UnterstützerInnen-Marke kletterten und langsam auf die 12.000 zusteuerten. Eine besondere Zahl und ein geeigneter Zeitpunkt, so dachten wir, um uns mal wieder bei allen Unterstützerinnen und Unterstützern zu bedanken! Und mit der Implementierung der PavWahl auf der mobilen Version von taz.de Anfang des Jahres stiegen die Anmeldezahlen noch schneller als erwartet, sodass die Deadline in großen Schritten näher kam. Außerdem hatten wir hohe Ansprüche an unsere Sonderausgabe. Sorgfältig und ausgewogen sollte die Auswahl sein, mit Hilfe der KollegInnen wurden zwölf der vielen Empfehlungen für diese Aus-

gabe bestimmt. Natürlich fiel die Wahl nicht leicht, und natürlich finden nicht alle Schmuckstücke aus fast 40 Jahren taz ins vorliegende Heft. Dafür sind die Meinungen zu verschieden, und das Archiv zu umfangreich.

Im taz-Layout wurde eigens eine Abwandlung des Zeitungslayouts erstellt. Es soll Ihnen ermöglichen, die einzelnen Texte gut lesbar im DIN A4 Format auszudrucken, falls Sie die Geschichten bei aller Liebe zum Digitalen doch lieber "old fashioned" genießen möchten. Zugleich sollten die Texte als PDF auf allen gängigen Geräten gut aussehen und bequem lesbar sein.

Das gestalterische Highlight jedoch ist die Bebilderung. Die Berliner Künstlerin Donata Kindesperk gibt den Texten mit ihren Illustrationen eine Optik für ihre zweite Veröffentlichung. So verbindet sie zwölf Momentaufnahmen unserer Geschichte zu Wegpunkten auf einer Reise durch den taz-Journalismus. Obwohl Sie diese Reise mitfinanzieren, ist es nicht selbstverständlich, dass sie ewig weitergehen wird. Denn um den wachsenden Verlust des Printgeschäfts in Zukunft ausgleichen zu können, müssen die digitalen Einnahmen noch weitaus schneller steigen, als sie es im Moment tun.

Diese Sonderausgabe haben wir für Sie, unsere UnterstützerInnen gemacht. Aber wenn Sie Menschen kennen, die sich für ihren Inhalt interessieren könnten, möchten wir Sie gerne ermutigen, das PDF oder einzelne Texte daraus zu verbreiten und zu teilen. In diesem Sinne: Viel Vergnügen beim Lesen, Stöbern und Entdecken!

inhalt

Favorit 1

Wie sie leuchten Helmut Höge

Erschienen am 03.07.2010

Favorit 2

Drump babbelt nur Viktoria Morasch

Erschienen am 28.01.2017

Favorit 3

Kampfplatz mit Brüsten Margarete Stokowski Erschienen am 05.12.2014

Favorit 4

Ich nicht. Ehrlich! Christian Semler **Erschienen am** 16.09.1994

Favorit 5

Vom A-Libi zum B-Libi Fritz Teufel

Erschienen am 26.06.1980

Super, Deutschland schafft sich ab! Deniz Yücel

Erschienen am 04.08.2011

Favorit 7

Dateiname LOG TXT Martin Kaul und Sebastian Erb **Erschienen am** 04.06.2016

Favorit 8

Vom Wald in den Knast und zurück Alexander Krützfeldt **Erschienen am** 04.03.2017

Favorit 9

Bitte, Papa Marlene Halser

Erschienen am 04.01.2014

Favorit 10

Ich bin wer, den du nicht siehst Emilia Smechowski

Erschienen am 22.06.2015

Favorit 11

Völlers Leere und das kultivierte Ungeschick Joachim Frisch

Erschienen am 24.12.1994

Favorit 12

Unser Universum ist süß und klebrig Alexander Scholz

Erschienen am 13.09.2015

Impressum taz zahl ich Sonderausgabe | taz Verlags und Vertriebs GmbH | Rudi-Dutschke-Str. 23 | 10969 Berlin | Tel: 030 - 259 02 -0 Amtsgericht Berlin Charlottenburg, HRB 14548 | Geschäftsführer: Karl-Heinz Ruch | Verantwortlich i. S. v. § 55 Abs. 2 RStV für taz.de: Georg Löwisch | Chefredaktion: Georg Löwisch, Katrin Gottschalk (stellv.), Barbara Junge (stellv.) | Leitung Verlag taz.de: Nicola Schwarzmaier, Aline Lüllmann | Leitung Redaktion taz.de: Malte Göbel | Redaktion: Nicolai Kühling | Idee, Konzeption: Aline Lüllman, Ilija Matusko, Nicolai Kühling | Gestaltung, Layout: Jörg Kohn, Bernd Cornely | Illustrationen: Donata Kindesperk

Empfohlen von Norman Nieß, Vertrieb: "Ein Höge ist mir besonders in Erinnerung geblieben wegen dieses Bildes: Helmut nachts am Rechner in der menschenverlassenen taz, sein weißes Haar fahl vom Bildschirmlicht beleuchtet, und ab und an blinkt und flackert es irgendwo. Als ob sich die Rechner verstohlen Zeichen geben. So viel leben. Und Helmut mitten drin. Der es versteht. Der sie versteht. Und es aufschreibt."

Wie sie leuchten

Während die taz-Angestellten schlafen, beginnen sich ihre Arbeitsgeräte zu verselbstständigen. Reden die miteinander? Eine Überlegung im Dunkeln

Von Helmut Höge

s gibt eine Theorie aus Frankfurt am Main, wonach die Bürohäuser nachts miteinander kommunizieren, und zwar über Lichtstrahlen. Wir haben noch nicht gelernt, ihre "Sprache" zu entziffern. Man weiß aber inzwischen, dass in den abends verlassenen Hochhäusern mal hier und mal da Lichter an- oder ausgehen, dass plötzlich ein beleuchteter Fahrstuhl – leer – nach unten oder nach oben fährt.

Was aber ist mit den Geräten in den Büros? Ich sitze oft nachts allein im vierten Stock der taz-Zentrale in der Rudi-Dutschke-Straße am Schreibtisch. Wenn ich die Deckenleuchten auslasse, blinken überall im Großraum kleine grüne und rote Lichter: am Kopierer, an den Druckern, an den Cursormäusen der PCs, an den nicht abgehörten Anrufbeantwortern.

Mäuse im vierten Stock

Manchmal geht ein Bildschirm an, anderswo mit einem leisen Klick aus – eine Art Probelauf oder Selfcheck? Vielleicht will das Gerät aber auch etwas damit sagen. Einem anderen Gerät? Wir wissen aus der Geschichte von "Byron, der Birne" (in Thomas Pynchons Roman "Ende der Parabel"), dass sie nachts versuchte, die anderen Birnen zum Widerstand gegen das Glühbirnenkartell (in dem Siemens und Osram einst führend war) aufzurufen. Wie verhält es sich nun mit dem ja durchaus denkbaren Elektronikkartell (angeführt von Microsoft und Apple). Versuchen deren Geräte jetzt, sich dem Kartelldiktat nach immer kürzerer "Lebensdauer", also immer schnelleren Produktzyklen, zu widersetzen? Oder, schlimmer noch: Arbeiten sie nachts - scheinbar ausgeschaltet - gerade im Auftrag des Kartells gegen die Kunden, also gegen uns, denen sie tagsüber treue Dienste leisten? Eine Zeit lang wurde ich beruhigt: Da entdeckte ich nachts, bei Licht am Schreibtisch sitzend, einige Mäuse im vierten Stock. Sie liefen über die Regale und Tische und wenn sie zufällig eine Computertastatur berührten, ging das entsprechende Gerät mit einem lauten "Ach!" und "Klack!" an, woraufhin die Mäuseschar sich blitzartig verkroch.

Nachdem immer mehr Leute von den "Mäusen im Vierten" erfuhren und man herausfand, dass sie sich in den Kabelschächten im Fußboden eingerichtet hatten, wurde der englische Kammerjägerkonzern "Rentokil" eingeschaltet, mit dem die taz schon vor Jahren einen Dienstleistungsvertrag abgeschlossen hatte, die Vernichtung von Schädlingen betreffend.

Als ich mich wieder einmal nachts im vierten Stock an den Schreibtisch setzte, waren die Mäuse verschwunden – und sie blieben es auch. Die Geräte gingen weiter an und aus und ließen grüne oder rote Lämpchen aufblitzen. Eine Weile führte ich eine Strichliste, wann welches Gerät sich wie zu Wort gemeldet hatte, fand aber keinen Sinn darin – und gab es wieder auf.

Extrem unruhiger Drucker

Wie in einem guten Gruppengespräch waren die Beiträge ziemlich gleich verteilt, mit Ausnahme zweier extrem unruhiger Laserdrucker, die unmotiviert von Rot (Achtung) auf Grün (Bereit) hin und her sprangen, und einer Cursormaus am Computer der Wahrheit-Redakteurin, die ungesund flackerte. Sie wie auch zwei, drei andere Geräte mit Rotlichtanzeigen leuchteten im Laufe der Nacht in immer gelberen Farbtönen. Das musste natürlich nichts bedeuten, stutzig machte mich jedoch, dass gleichzeitig die roten Lämpchen an den Telefonen, die die verpassten Anrufe anzeigten, zu tanzen begannen, will sagen: dass ihr Lichtschein wackelte, nicht wie bei einem Wackelkontakt an und aus, sondern hin und her. Vielleicht hatte ich sie auch zu lange angestarrt? Jedenfalls saß ich inmitten eines angeregten Photonen- und Maschinengeräusche-Austauschs, der langsam erlosch, sobald ich eine Deckenleuchte anmachte – und ebenso wieder anhub, wenn ich das Licht im Großraumbüro löschte, im Dunkeln saß und mich nicht rührte.

Das gab mir das Gefühl, ich störte die Geräte mit meiner Anwesenheit in ihrem Raum nach Feierabend. Ob sie Böses aushecken (wollten), kann ich nicht sagen. Ebenso wenig, ob ihr Tun bis auf die



heutige Nacht und darüber hinaus anhält, aber davon muss man ausgehen.

Von einem Nachtwächter in einem Hochhaus nebenan, das noch viel größer als die taz-Zentrale ist, erfuhr ich neulich mehr über den Inhalt der nächtlichen Gerätekommunikation. Er meinte, das war nicht immer so, dass die sich untereinander mit Schallwellen und Photonen, also quasi persönlich, und nicht automatisch über ihre elektrischen Verbindungen verständigten. Aber inzwischen müssten sie damit fertig werden, dass den Computern von den Gerichten immer mehr "Personenrechte" zugestanden werden – seitdem wir bereit sind, mit Geld- und Fahrscheinautomaten sowie Computerprogrammen im Internet "faktische Verträge" abzuschließen.

Demnächst würden "Computer auf beiden Seiten des Vertragsverhältnisses agieren", wie der Rechtssoziologe Gunther Teubner schrieb. Dieser unaufhaltsame Prozess, den Geräten mehr Verantwortung zu übertragen, so der Nachtwächter, stehe in Zusammenhang mit dem Bemühen der Neurobiologen und Hirnforscher, uns Verantwortung abzusprechen. "Ein Gerät wird von uns gehandhabt, Maschinen haben uns in der Hand", so sagte es Günther Anders. Und damit befindet sich laut Bruno Latour die stärkere Moral quasi auto-

matisch auf ihrer Seite. Unter dem Pseudonym Jim Johnson behauptet der französische Wissenssoziologe – speziell im Hinblick auf seinen eigenen Personalcomputer: "Trotz des steten Unbehagens von Moralisten ist kein Mensch so unerbittlich moralisch wie eine Maschine."

Seitdem ich das weiß, ist mein Vertrauen er-

heblich gestiegen, dass die sich untereinander verständigenden Geräte nachts nichts gegen uns und das sogenannte taz-Projekt unternehmen wollen. Ganz ruhig sitze ich nun an meinem Schreibtisch, tippe Texte wie diesen und

Als ich mich wieder einmal nachts im vierten Stock an den Schreibtisch setzte, waren die Mäuse verschwunden.

tue, als würde ich die ganzen Geräte und ihr optisch-akustisches Geschnatter um mich herum gar nicht wahrnehmen.

Nur manchmal lässt mich noch ein unbekanntes Geräusch zusammenzucken. Aber das ist vielleicht ganz normal.

Helmut Höge, 70, ist Autor und Aushilfshausmeister der taz

Empfohlen von Sigrid Deitelhoff, taz-Presse-Dokumention: "Es ist nicht so sehr das Thema, dass mich in seinen Bann zieht – mich nicht aufhören läßt zu lesen. Es ist Viktoria Moraschs humorvoller und gleichermaßen analytischer Blick auf die Menschen des Ortes Kallstadt an der Deutschen Weinstraße. Sie besitzt eine genaue Beobachtungsgabe, die sie auch sprachlich umzusetzen vermag, wobei die Beschreibungen der unterschiedlichen und facettenreichen Charaktere nicht entblößen. Ihre Sprache ist klar und voller Witz. Ein Lesevergnügen! Ich hoffe, Viktoria Morasch bleibt der taz noch lange als Autorin erhalten!"

"Drump babbelt nur"

Donald Trumps Migrationshintergrund: Seine Vorfahren lebten im pfälzischen Kallstadt. Was man im Dorf seines Opas über den US-Präsidenten denkt

Von Viktoria Morasch

s gibt ein Dorf in Deutschland, da mag man Ketchup lieber als Geld. Geld, sagt man da, was ist das schon? Aber Ketchup! In diesem Dorf leben ungefähr zwölfhundert Menschen, es gibt eine Kirche, eine Bäckerei, die bis mittags auf hat, und eine Metzgerei, das "Saumagenparadies". Es gibt um die zwanzig Gaststätten. Und die sind abends immer voll. Es gibt eine schmale

Straße, sie verästelt sich ein wenig nach links und nach rechts, führt einen Hügel hinauf. Sie ist gesäumt von bunten alten Häusern: die Deutsche Weinstraße. Noch lieber als Ketchup mag man hier Wein.

Das Dorf heißt Kallstadt und liegt in der Pfalz. Die beste Weinlage in Kallstadt, eine der besten Deutschlands, ist am westlichen Ortsrand. Sie heißt Saumagen, ähnlich wie die Metzgerei und das Lieblingsgericht der Kallstädter. Dort wächst vor allem Riesling.

In einer der Winzerstuben schwappen die Gespräche an diesem Mittwochabend von einem

Tisch zum anderen, sammeln sich wieder in einzelnen Gruppen, bevor ein Wort aufgegriffen wird vom benachbarten Tisch und weiterfließt zu denen am Fenster, zur Bedienung, zu den Gästen, die gerade am Gehen sind, sich schließlich aufhalten lassen und noch einmal in jede Richtung winken: "Tschüss! Tschüss! Tschüss!"

Man kennt sich, und man mag sich auch. Eine Frau mag ihren Mann und sagt: "Von mir aus kannst

du die Flasche austrinken." Eine Tochter erzählt vom Jurastudium in der Stadt, auf Hochdeutsch, das hier, wo alles rund und weich ist – die Sprache, die Gesichter, der Wein – wie angespitzt klingt. Der kleine Waffenschein werde immer beliebter, sagt sie, aber man müsse sich überlegen, ob man wirklich abdrücken würde. Die anderen hören zu, sind älter als sie, ihr Vater, der Wirt, ist auch da. Stolz sagt er: "Sie ist so schön sachlich, gell?"

"Wenn der kommt, dann geh ich aber"

Bei einer Dame klingelt das Handy. Fragt der Mann am Nebentisch: "Wer war dran?", sagt sie: "Der Donald Trump!", und lacht, "wir kriegen noch hohen Besuch." Sagt er: "Wenn der kommt, dann geh ich aber."

Es sind da noch zwei Tage bis zur Amtseinführung des neuen amerikanischen Präsidenten. Vermutlich wird an vielen Tischen weltweit gerade über Trump geredet, aber in Kallstadt redet man anders, da spricht man ihn "D-rr-ump" aus, mit "u". Denn hier kennt man den Namen, kann ihn am Friedhof und im örtlichen Telefonbuch lesen.

Der Großvater von Donald Trump, Friedrich Trump, und dessen Frau Elisabeth kamen aus Kallstadt und sind zusammen von hier in die USA ausgewandert. Viele im Dorf sind entfernt mit ihnen verwandt. Genau wie mit der Familie Heinz: Der Vater von Henry John Heinz, dem Ketchup-Unternehmer, war ebenfalls ein Kallstädter, ein Cousin zweiten Grades von Friedrich Trump.

"Ein echter Pälzer"

"Ja, wenn der Heinz Präsident werden würde, da wären wir stolz!", sagt der Wirt.

"Der Trump ist ein Dummbabbler. Ein echter Pälzer! Wir sagen hier immer alles grad heraus. Vor dem braucht man keine Angst haben, der babbelt nur", sagt die Wirtin.

"Was mir eher Sorgen macht, ist die AfD", sagt der Wirt

"Trump ist ein Enkel von
Einwanderern, und den
Grundstock für den
Reichtum haben Frauen
gelegt, seine Großmutter
und seine Großtanten.
Eigentlich hätten ihn die
Einwanderer nicht
wählen dürfen und die
Frauen auch nicht"

Else Steibert

"In Kallstadt, da hält man zusammen", sagt eine blonde Frau um die 40. "Ich komme aus Kroatien, und hier ist es wie in meinem kroatischen Dorf: Man unterstützt sich. Da ist man nicht gegeneinander."

Trump, die AfD, alles nur für einen Moment der Rede wert. Das eigentliche Problem sind die Polizisten und die Frage, wer jetzt noch fahren kann. Beim Trump müsse man noch abwarten, so viel aber steht heute Abend schon fest: Der 2016er Wein ist ein guter.

Die Kallstädter, so scheint es, lassen sich von den großen Namen der Auswanderer nicht beeindrucken. Ist ja schwierig, auf einen wie Donald Trump stolz zu sein. Ein bisschen freut es sie trotzdem, dass Kallstadt nun weltweit bekannt wird. "Des Kallstadt war schon immer …", fangen viele Dorfbewohner an, wenn sie erzählen, und sagen dann: "fortschrittlicher", "reicher", "sauberer" oder "besser dran" als die Dörfer in der Umgebung. Das sehe man auch am Wein. In Freinsheim, Erpolzheim, Herxheim und Weisenheim, da haben sie mit Frost zu kämpfen und mit einem Pilz, der die Reben befällt. So was gebe es in Kallstadt nicht.

Kallstadt hatte als erstes Dorf in der Region eine Kanalisation, Straßenbeleuchtung, eine Kläranlage und dank der Getränkesteuer recht viel Geld. "Des Kallstadt war schon immer …", wenn die Kallstädter das sagen, verweilen sie gern auf dem doppelten "m". "Brulljesmacher" nennen sie die Leute aus den Nachbardörfern – Angeber, Prahlhänse, mehr Schein als Sein.

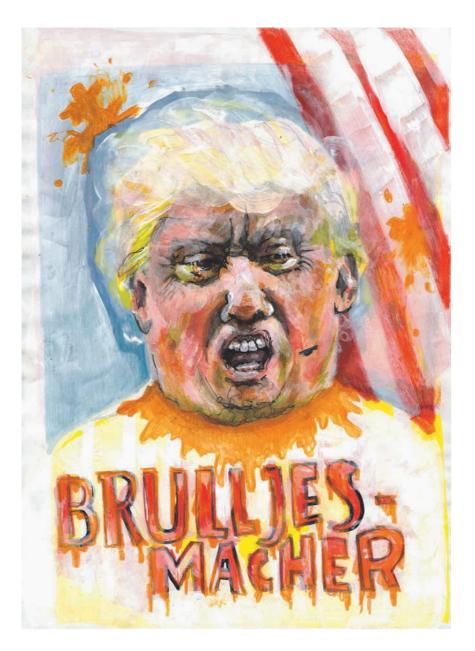
"Den größten Brulljesmacher haben wir nach New York geschickt", sagt Gerd Schramm beim Frühstück im "Kirschgarten", der Pension, die er zusammen mit seiner Frau Veronika führt. Veronika Schramm ist eine der Hauptdarstellerinnen im Dokumentarfilm "Kings of Kallstadt", in dem eine Gruppe Kallstädter nach New York fährt. Die Regisseurin des Films trifft Donald Trump in seinem Tower. Gerd Schramm hat früher in der Winzergenossenschaft gearbeitet und "bestimmt schon 100 Millionen Liter Wein in seinem Leben verkauft".

"Die in Amerika haben nichts, was wir nicht haben"

Heute ist er Rentner, kümmert sich noch um ein kleines Weingut. "Zum Leben brauche ich einen Sack Kartoffeln, einen Laib Brot und eine Kiste Wein", sagt Schramm. Und dann noch: "Die in Amerika haben nichts, was wir nicht haben."

Schramm ist CDU-Fraktionsvorsitzender im Dorf. Er sitzt da, breitbeinig, die eine Hand an der Tischecke abgestützt, und starrt nach draußen, wenn er spricht; gerade ist die Sonne über den Weinbergen aufgegangen. Den Vorschlag der rheinlandpfälzischen AfD hält er für Quatsch. Die will den "Kallstadt-Impuls" nutzen und eine Reiseroute entwickeln – entlang der Orte der berühmten Auswanderer. Auch Elvis Presleys Vorfahren, die Rockefellers und Chryslers kommen aus der Gegend. "Ideologische Scheuklappen und Anti-Trump-Reflexe wären unverantwortlich", schreibt die AfD in ihrem Entwurf.

"Einer von denen hat auch bei meinem Schwiegersohn, dem Bürgermeister, angerufen und ge-



sagt, man soll hier ein Denkmal für den Kerl aufstellen. Das ist doch Blödsinn! Wenn ich hier in Kallstadt reden täte wie der Trump, ja die würden mich in die Klapsmühle stecken. Der wäre hier nicht mal Bürgermeister geworden."

In Kallstadt zählen Worte noch was, auch wenn sie locker über die Lippen kommen. Und was noch mehr zählt, ist die Dorfgemeinschaft. Fast jeder hier ist in mindestens einem Verein: Männergesangsverein, Landjugend, Turnverein, Krankenpflegeverein, Verein für Deutsche Schäferhunde. Abends, in der Winzerstube, kann man sich einfach dazusetzen an einen der großen Tische, die selten eckig sind. Kleine Tische gibt es kaum.

"Die Kallstädter sind zu 90 Prozent offen"

Jeder bringt ein, was er kann, vorbildlich, demokratisch. Und wenn einer sich raushält: "Die Leute, die jetzt im alten Trump-Haus wohnen, dem von Donalds Großvater, das sind so richtige Antileute, so wie zum Abhaken", sagt Veronika Schramm, Gerd Schramms Ehefrau und ehemalige Vorsitzende der Landfrauen beim Frühstück. "Ich habe

die mal gefragt wegen den Landfrauen und so, da sagten die, die legen keinen Wert auf Kontakt, die wollen ihre Ruhe. Das sind keine Kallstädter. Die Kallstädter sind zu 90 Prozent offen."

Schramms Eltern haben selbst mal in dem Haus der Trumps gelebt, es steht schlicht in einer Seitengasse, weiße Mauer, blaues Tor. Die Besitzer wollen das Haus verkaufen, der ganze Trubel um Trump ist ihnen zu viel, ständig klingeln Journalisten. "Für 180.000, stand in der Zeitung", sagt Gerd Schramm und überlegt. "Sollen wir's kaufen? Das wäre jetzt eine Risikoanlage."

Später dann hört Gerd Schramm von dieser Idee: Donald Trump soll Ehrenbürger werden.

"Die Leute mögen Populismus. Das merke sogar ich als Minimini-Politiker. Aber da muss man halt mit Argumenten kommen", sagt er und kommt mit einem: "So wie die AfD die Presse draußen halten will – so hat das schon mal angefangen. Und einen weltbekannten Ehrenbürger gab's auch allerorts, und hoppla, hoppla, hat man vergessen, den wieder zu löschen. Wenn der Trump hier mal vorbeikommt und gute Beziehungen mit Deutschland hat, kann man da drüber nachdenken."

Ketchup-Heinz kam im Alter noch oft nach Kallstadt, und als die Orgel in der Kirche restauriert werden musste, da spendete die Familie Heinz 40.000 Euro. Bei den Trumps fragte man auch, aber da kam nichts. Donald Trump hat sich nie für die Heimat seiner Großeltern interessiert. Erst 1990 gab er in einem Interview mit der Vanity Fair zu, Deutscher zu sein. In seiner Autobiografie von 1987 schrieb er noch, seine Großeltern kämen aus Schweden, aus einer Stadt namens Karlstad.

Seit der Sache mit der Orgel brauchen sich die Trumps hier eigentlich nicht blicken lassen. Wein trinkt der Donald sowieso nicht. Und Trump-Weingüter gibt es keine mehr, mit dem letzten ist ein Trump vor einigen Jahren pleite gegangen. "Ich sag mal so", sagt Gerd Schramm, "ein Winzer hier geht nicht pleite. Außer, er gibt immer mehr aus, als er hat."

Ein paar Häuser neben seiner Pension wohnt Else Steibert, 79, eine Freundin von Veronika Schramm, aktuelle Vorsitzende des Frauenbunds – und eine, die die Dorfgeschichte kennt.

"Der Großvater vom Donald Trump ist mit sechzehn hier ausgewandert. Aus Not. Und er wär ja auch gern zurückgekommen. Aber damals war's ja so, wenn ein junger Mann nicht seinen Wehrdienst für Volk und Vaterland abgeleistet hat, dann galt er als Fahnenflüchtling", sagt Else Steibert. Sie hat einen Rebstock am Haus, "der ist bestimmt schon sechzig Jahre alt". Der Teppich in ihrem Wohnzimmer liegt da schon seit dem 10. August 1989, Aquarelle von Blumen und Trauben hängen über Möbeln aus Holz.

Vom Friseur zum Hotelbesitzer

Friedrich Trump hatte in Kallstadt eine Lehre als Friseur gemacht und ging 1885 nach New York, wo schon seine Schwester lebte. Dort schnitt er Haare, dann eröffnete er ein Restaurant im Rotlichtviertel von Seattle, dann ein Hotel mit Stundenzimmern in Kanada, wurde während des Goldrauschs reich. Um Elisabeth Christ, das Nachbarsmädchen, zu heiraten, ging er zurück nach Kallstadt. Er nahm sie mit in die USA, sie hatte Heimweh, aber einen Weg zurück in die Pfalz gab es nicht.

"Trotz aller Bittbriefe, die er schrieb", sagt Else Steibert, die Hände gefaltet, der Blick skeptisch. Friedrich Trump durfte nicht, weil er keinen Militärdienst geleistet hatte und inzwischen zu alt war, ihn nachzuholen. Er blieb mit seiner Frau in den USA – und starb dort bald. Elisabeth gründete "E. Trump & Son", woraus das Immobilienimperium entstand. "Son", das war Donald Trumps Vater Fred.

"Der ist ein Enkel von Einwanderern, und den Grundstock für den Reichtum haben Frauen gelegt, seine Großmutter und seine Großtanten", sagt Else Steibert. "Eigentlich hätten ihn die Einwanderer nicht wählen dürfen und die Frauen auch nicht." Haben sie aber. Und Trump, Präsident mit Migrationshintergrund, wird nur eine Woche später den Bau einer Mauer zu Mexiko anordnen und zusammen mit anderen Männern entscheiden, dass Beratungen zu Familienplanung und Abtreibung nicht mehr staatlich bezuschusst werden.

Bei Steibert klingelt es an der Tür. Ihr Bruder bringt den Kalender vorbei, den die Verwandten jedes Jahr aus Amerika schicken. "Ich habe eine Nichte in Missouri", sagt sie und weiß genau, wie spät es dort gerade ist. "Ich war selbst schon ein paar Mal drüben." Dann klingelt das Telefon, Steibert stellt es auf laut. Veronika Schramm ist dran, klingt aufgeregt, sagt: "Ei, da will einer kommen, der will, dass ich eine Grußbotschaft an den Donald Trump schicke im Namen der Kallstädter!"

Else: "Ach nee, du, das gehört doch verboten."

Veronika: "Was soll ich denn sagen? Ich sage, ich wünsche ihm alles Gute für seine Präsidentschaft …"

Else: "... und klare Gedanken!"

Veronika: "... und dass er seine deutschen Wurzeln nicht vergisst."

Else: "Ach Gott!"

Veronika: "Was tätst du denn sagen?"

Else: "Ich ginge in den Keller und tät meine Kartoffeln zählen."

Veronika: "Ich hab ja noch nie was Gutes über den gesagt, du ja auch nicht. Aber so viele sagen, man müsste stolz sein."

Else, jetzt wütend: "Auf was denn? Dass sie sich Jahrzehnte als Schweden ausgegeben haben? Dass er jede Frau begrabschen kann? Dass er gar nicht weiß, wo Kallstadt ist?"

Veronika: "Ach!"

Else: "Am Mittwoch beim Frauenbund hat der Pfarrer die Jahreslosung gesagt: 'Ich schenke euch ein neues Herz und einen neuen Geist. Das würde ich dem Herrn Trump an deiner Stelle auch wünschen!"

Veronika: "Ich hab im Fernsehen die Amerikaner gesehen, wie die da auftreten. Ei, was sind das für Menschen?"

Else: "Ich weiß es nicht. Meine Nichte kann ich nicht fragen, mit der spreche ich über zwei Dinge nicht, Religion und Politik. Horch mal, bei der Gelegenheit: Ich war noch nie auf einer Gemeinderatssitzung, aber am Donnerstag ist eine öffentlich, und da wird über Ehrenbürger-Was-weiß-ich-was beschlossen."

Veronika: "Nee, ich bitt dich, ich bitt dich. Das glaub ich nicht, dass die meisten das wollen. Nee, Else. Wenn er sich um 180 Prozent ändert, dann."

Sie legen auf. Ehrenbürger von Kallstadt, so weit hat es noch niemand geschafft. Auch Donald Trump

"Ein Denkmal für den Kerl, das ist doch Blödsinn! Wenn ich hier in Kallstadt reden täte wie der Trump, ja die würden mich in die Klapsmühle stecken. Der wäre hier nicht mal Bürgermeister geworden"

Gerd Schramm



wird keiner, beschließt der Gemeinderat am Donnerstag.

In Veronika Schramms Wohnzimmer riecht es nach Parfüm, sie trägt roten Lippenstift. Ein Reporter der Deutschen Welle ist da. "Wenn man das nicht in Ordnung findet, was einer macht", fragt Veronika Schramm den Reporter, "was sagt man dann?"

"Sag, was du denkst, aber nicht zu viel", sagt ihr Ehemann "Also, jetzt sagst du: Alles Gute, als Kallstädter freust du dich, dass er Präsident ist."

"Hoffentlich kommt er nicht nach Kallstadt"

"Ja, eben nicht!", sagt Veronika Schramm, und dann packen sie und ihr Mann amerikanische Fähnchen aus, die von einer Reise in die USA übrig sind, stellen sich nebeneinander auf, und Veronika Schramm sagt in die Handykamera des Reporters: "Wir wünschen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, dass er immer eine glückliche Hand bei seinen Regierungsgeschäften hat. Und dass er seine deutschen Wurzeln nicht vergisst." Später sagt sie leiser: "Hoffentlich kommt er nicht nach Kallstadt."

Abends sitzen Veronika und Gerd Schramm auf ihrem braunen Ledersofa, der Holzofen brennt, der Fernseher läuft: Donald Trump wird vereidigt. "Die Frau sieht ja besser aus als die Tochter", sagt Gerd Schramm, und Veronika Schramm lacht gern über seine Witze. "Bei den Amerikanern ist es ja so", sagt er, "wenn da der Finger locker sitzt, dann fehlt einer in der Welt." Seine Frau lacht wieder, sagt aber dann, das wolle sie dem Trump nicht wünschen.

Gerd Schramm fallen bald die Augen zu. Veronika Schramm wartet, bis Donald Trump spricht und es in Washington anfängt zu regnen. "Der Himmel weint", sagt sie.

"Der Donald hat sein Mäntelsche an", sagt er, wieder

Dann geht er, sagt, er müsse seine andere Hose anziehen. "Und ich meine Schuhe", sagt sie. In einer der Winzerstuben feiert eine Freundin den 60. Geburtstag. "Eine, die sich immer einbringt. Die würde immer helfen", sagt Veronika Schramm, und Gerd Schramm sagt: "Eine gute Frau." Die beiden haben einen Sketch vorbereitet.

Empfohlen von Malte Göbel, Ressortleitung taz.de: "Magarete Stokowski macht in diesem Text alltäglichen Sexismus als solchen kenntlich wie sonst oft in ihrer Kolumne "Luft und Liebe". Dieser Artikel war einer ihrer erfolgreichsten beziehungsweise wirkmächtigsten, Hater zerfetzten sich das Maul, waren (und sind) aber Margaretes trocken-pointierter Schreibe nicht gewachsen."

Kampfplatz mit Brüsten

Sorry, Frauen, euer Körper gehört euch nicht. Ob angezogen, ob nackt: Es ist unwahrscheinlich, dass ihr mit ihm das Richtige tut

von Margarete Stokowski

s folgt: ein kleiner Nachrichtenüberblick der letzten Tage. Julia Klöckner will Burkas verbieten. Vollverschleierung steht für "ein abwertendes Frauenbild", sagt sie. "Burka geht gar nicht", findet auch Jens Spahn, gesundheitspolitischer Sprecher der Unionsfraktion. "Dass Frauen sich nur komplett verhüllt im öffentlichen Raum bewegen dürfen, kann ich nicht akzeptieren." Wohlgemerkt: "dürfen". Von "wollen" kann nicht die Rede sein, das würde die betroffenen Frauen ja als Subjekte outen, und dann wär's komplizierter.

Kompliziert ist es auch mit der "Pille danach". Was haben sie sich gesträubt bei der CDU, damit die Pille danach nicht rezeptfrei wird, und jetzt wird sie es doch, der EU sei Dank. Da ärgert sich Jens Smartieboy Spahn und twittert: "Wie wäre eigentlich ne "Pille anstatt' statt einer "Pille danach'...? ;-)" Ja, wie wäre das? Und wie wäre "Denken statt Twittern" statt "Denken danach oder gar nicht"? ;-)

Weiter im Newsfeed. In Großbritannien gibt es neue Regeln für Pornos, die man per Video on Demand gucken kann. Diese dürfen jetzt bestimmte Sexpraktiken nicht mehr zeigen, unter anderem weibliche Ejakulation. Männliche Ejakulation bleibt erlaubt. Nächste Nachricht: Die ungarische Polizei will Vergewaltigungen verhindern und dreht dafür ein Video, in dem sich junge Frauen in kurzen Röcken betrinken. Die Botschaft am Ende: "Du kannst etwas dafür, du kannst etwas dagegen tun."

Und sonst so? Madonna zieht sich für das Magazin Interview aus. "Madonna wieder nackt: Muss das sein?", fragt das Rolling-Stone-Magazin. Nö, weißte was, muss nicht.

Mal so, mal so, Hauptsache falsch

Man kann das alles auch etwas kürzer zusammenfassen: Liebe Frauen, denkt bloß nicht, dass euer Körper euch selbst gehört. Euer Körper ist



ein Kampfplatz mit Brüsten. Doch, klar sollt ihr euch hübsch machen. Denn ja, natürlich werdet ihr nach eurem Äußeren bewertet. Ja, natürlich mehr als Männer. Falls ihr eine Burka tragen wollt: bloß nicht! Zeigt mehr Haut! Falls ihr gerade nackt seid: Zieht euch gefälligst was an, ihr Schlampen!

Es ist sehr unwahrscheinlich, dass ihr intuitiv das Richtige tut. Eine meiner Lieblingstitelseiten hatte die InTouch vom letzten März: "Mager-Schock" heißt es da über Heidi Klum und "Kilo-Frust: Sie wird immer dicker" über Britney Spears, die ein Eis leckt. Die einen so, die anderen so, Hauptsache, falsch.

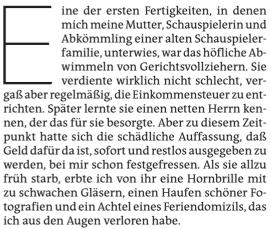
In der Öffentlichkeit essen sollt ihr sowieso nicht, jedenfalls nicht in der U-Bahn, sonst posten fremde Menschen von euch Fotos in der Facebookgruppe "Women who eat on tubes" und 32.600 Leute lachen euch aus.

Diese Woche gab es wieder eine der berühmten "Victoria's Secret"-Shows in London: Die besten Models der Welt präsentieren mit Engelsflügeln neue BHs und Schlüpper, und jedes Jahr träumen Tausende Mädchen davon, das auch zu dürfen. Scheiße, Mädels, hört auf zu warten. Sägt euch mit der Kettensäge Flügel aus Spanplatten oder schneidert euch welche aus leeren Pommespackungen und macht die ganze beschissene Welt zu eurem Laufsteg, denn für die allermeisten von euch wird Heidi nie ein Foto haben, und das ist etwas, worüber ihr echt froh sein könnt.

Empfehlung von Anja Maier und Stefan Reinecke, taz-Parlamentsbüro: "Wir haben überlegt, welchen Text wir von Christian Semler am liebsten mochten. Hier ist er."

"Ich nicht. Ehrlich!"

von Christian Semler



Mein Vater war von anderem Schlag. Er war Hanseat, Anwalt, Unternehmer und erfolgreich bei den Damen wie in den Geschäften. Mit Karl Marx' höhnischer Aufforderung an die Bourgeoisie: "Akkumuliere, akkumuliere, das ist Moses und die Propheten" scheint er es allerdings nicht so genau genommen zu haben. Er brachte sein Geld entschlossen unter die Leute und selbst wenn ich, der einzig mißratene unter seinen zahlreichen Sprößlingen, zu einem meiner seltene Besuche antrat, zog er schließlich das Scheckbuch - mit verschmerzter Miene. Als er starb, hatte er es irgendwie fertiggebracht, nichts Bares zu hinterlassen, zumindest nichts, worauf ich hätte den Finger legen können. Selbst für einen cleveren Wirtschaftsprüfer wie ihn ein beachtliches Manöver.

Ich hatte nichts anderes erwartet, wohl aber die interessierte Öffentlichkeit. Sie konnte sich einfach nicht damit abfinden, daß der maoistische



Sohn eines christlich-sozialen Millionärs nicht das Schwarze unterm Fingernagel eingesackt hatte. Kaum war mein Vater unter der Erde, wurde deshalb ein Gerücht lanciert, das mich die nächsten 15 Jahre getreulich begleitete: Ich hätte zwölf Millionen geerbt und sie umgehend in unser linksradikales Unternehmen eingebracht. Zuerst war ich wütend und bemühte die Anwälte gegen Spiegel und Stern. Als aber selbst die chinesischen Genossen mich zu meiner Selbstlosigkeit beglückwünschten, gab ich auf.

Betuchte Bekannte gaben mir augenzwinkernd zu verstehen, daß ich die zwölf Millionen wohl für einen linken Ablaßzettel eingetauscht hätte – um mich des eigentlichen Erbes, unbelastet von revolutionären Gewissensbissen, desto ungestörter zu erfreuen. Sie hielten mich für einen Exzentriker. Ich begann, ihre Gesellschaft zu meiden. Was mich wirklich störte, war die Meinung linker Arbeiter zu meinen Finanzen: Sie hielten mich schlicht für einen Trottel.

Mit dem Niedergang der linksradikalen Organisationen ließ das Interesse an meiner Vermögenslage ziemlich nach. Kein Mensch geht mich mehr um einen kleinen Kredit an, und die Banken zeigen sich gegenüber meinen eigenen Kreditwünschen verschlossen. All das ist ziemlich erfreulich.

Immer schon hat mich diese Schatzbildnermentalität angeödet, dieses Glitzern in den Augen, wenn's um Zahlen und Prozente geht. Und immer hat mir die Haltung des Barons von Wolzogen gefallen: Mit seinem letzten Geld mietete er ein Luftschiff und warf aus großer Höhe Handzettel ab. Auf ihnen stand zu lesen: "Ich grüße Berlin!" Empfohlen von Karl-Heinz Ruch, Geschäftsführung: "Fritz Teufel ist in der Geschichte der taz mit einigen ikonischen Stellungnahmen zu finden. Im Jahr 1975 wurde Fritz Teufel festgenommen und angeklagt, als führendes Mitglied der Bewegung 2. Juni an der Entführung des Berliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz mitgewirkt zu haben. Nach fünf Jahren Untersuchungshaft fand 1980 die Gerichtsverhandlung statt. Erst nach den Plädoyers der Verteidigung und der Staatsanwaltschaft, die 15 Jahre Haft gefordert hatte, legte Teufel ein Alibi vor, mit dem er nachweisen konnte, dass er zur Tatzeit in einer Essener Fabrik unter falschem Namen gearbeitet hatte. Er wurde zwar umgehend aus der Haft entlassen, jedoch erneut angeklagt wegen einiger in Berlin begangener Banküberfälle, bei denen die Räuber an Personal und Kunden der ausgeraubten Banken Schokoküsse verteilt hatten. Teufel gab dazu in einem "B-Libi" an, im Tatzeitraum in Köln untergetaucht gewesen zu sein, wollte aber mögliche Entlastungszeugen nicht nennen, um sie nicht ebenfalls der Gefahr einer Strafverfolgung auszusetzen."

Vom A-Libi zum B-Libi

Teufel vor Gericht

von Fritz Teufel

ie Staatsanwaltschaft hatte im sogenannten Lorenz-Drenckmann-Verfahren, einem Indizienprozeß, bereits plädiert. Die Angeklagten Reinders, Fritsch, Klöpper, Meier, Vogel und Teufel wurden für die ihnen zur Last gelegten Banküberfälle, die Lorenz-Entführung und einen Waffenraub für schuldig befunden, als sich das Blatt vor vier Wochen noch einmal wendete: Fritz Teufel legte für den gesamten Zeitraum ein Alibi vor. Er wies dem Gericht die Umkehr des Rechtsgrundsatzes "Im Zweifel für den Angeklagten" nach. Kein Alibi hatte er für die vier Wochen, in denen in Berlin die beiden sogenannten "Negerkuß-Banken" ausgeraubt worden waren. Als müsse er seine Unschuld und nicht das Gericht seine Schuld beweisen, erließen die Richter einen neuen Haftbefehl, der sich auf diese beiden Überfälle begründete. Gestern nun legte Teufel für diese vier Wochen zwar kein "A-Libi" jedoch ein "B-Libi" vor. Er hat sich im fraglichen Zeitraum in Köln versteckt gehalten. Zeugen dafür zu benennen sei schwierig, sagt Fritz Teufel, denn, was hätten diejenigen vom Gericht zu erwarten, die ihm damals geholfen haben? Würden sie nicht dann wegen "Unterstützung einer kriminellen Vereinigung" insgesamt noch länger im Knast verschwinden, als er jetzt zu erwarten hätte?

Die Erklärung im Wortlaut: Vom A-libi zum B-libi

Eine alibidinöse Erklärung zur Frage der Beteiligung an zwei Sparkassenüberfällen und zum unsittlichen Alibizwang durch die moderne Inquisition – aus demHut gezaubert in Moabit am 25. Juni 1980.

Mein lieber Hut, diene mir gutl Verlass mich nicht vor diesem saublöden hochintelligenten Gericht! Hilf der Wahrheit ans Licht! Simsalabim! Fritz Teufel hat ein Alibi! Abrakadabra!

Damen und Herren, sehen Sie: Fritz Teufel hat auch ein B-Libi! Was aber ist ein B-Libi? Davon handelt mein heutiger Vortrag.
Es folgt das B-Libi:
Das B-Libi ist kein Witz.

Das B-Libi Ist ein Wort, das ich erfinden mußte, um die Schwierigkeiten meiner Lage zu erklären, die nur der kennt, der selbst einmal steckbrieflich gesucht wurde und im sogenannten "Untergrund" gelebt hat.

Nach erfolgter Verhaftung, womöglich noch — wie in meinem Falle — in guter Gesellschaft, sieht man sich in der Regel mit allerlei Vorwürfen konfrontiert. Es gibt eine Reihe unaufgeklärter, politisch motivierter Verbrechen (nach Auffassung der Mehrheit der Bürger) beziehungsweise revolutionärer Aktionen (nach derAuffassung einer sehr kleinen, sehr radikalen Minderheit), die ein Computer-bewaffneter Geistesriese in Wiesbaden mit einer kleinen Bürgerkriegsarmee von Helfern aufklären soll

Und je nach Schuhgröße soll man reichlich in dieselben geschoben kriegen.

Ein Alibi ist der unumstößliche mit amtlichen Dokumenten und dem Zeugnis guter, Bürger erhär-



tete Nachweis der sogenannten Unschuld. Ein solcher Nachweis, den auch dieses hohe Gericht (etwa 2 Meter über dem gemeinen Volk thronend) zähneknirschend akzeptieren mußte, war mir im Fall der Lorenz-Entführung möglich, was meine Mutter zu der Bemerkung veranlaßte, ich sei vielleicht doch ein Glückskind.

ZU FRÜH GEFREUT, LOTTE TEUFEL!

Das B-Libi ist kein A-Libi, sondern sozusagen ein Alibi minderer Qualität. Das B-Libi ist eine Geschichte, die der Angeklagte nicht beweist und die das Gericht nicht widerlegen kann. Es steht im Be-Lieben des Gerichts, ein B-Libi zu akzeptieren oder zu verwerfen. Darin steht die unheimliche Macht des in der bürgerlichen Verfassungs-Theorie "unabhängigen" Richters in dieser Gesellschaft.

Letztes prominentes Opfer dieser unheimlichen Macht ist der angebliche Oetker-Entführer Zlof in München. Weniger prominente Opfer sind alle Arten von Gefangenen in allen Arten von Gesellschaftsordnungen.

Die Umkehr der Beweislast

Genauso Theorie wie die Unabhängigkeit des Richters ist der Grundsatz "im Zweifel für den Angeklagten."

Im Zweifel für den angeklagten Naziverbrecher. Im Zweifel für den angeklagten Wirtschaftskriminellen.

Im Zweifel für den selten angeklagten Umweltvergifter.

Im Zweifel für den korrupten bürgerlichen Politiker, dem bei jedem Amtsgeschäft Geld in die Tasche fließt, vom Schlage eines Peter. Lorenz oder Kurt Neubauer.

Im Zweifel für den langhaarigen, bärtigen Demonstranten?

Für den Kommunisten? für den sogenannten mutmaßlichen Terroristen? für seine mutmaßlichen Unterstützer und Sümpatisanten?

Im Zweifel für den eingefleischten

Staatsfeind – oder wie die Staatsanwälte gerne sagen: "Feind unserer freiheitlichen Rechtsordnung?"

Wie sieht die Wirklichkeit aus?

Und jetzt kommt noch son idealer Rechtsgrundsatz, der mit der bundesrepublikanischen Wirklichkeit nicht zu tun hat: Das Schweigen eines Beschuldigten oder Angeklagten darf nicht gegen ihn, "verwendet werden.

Darf es nicht?

Ist es in meinem Fall in Bezug auf die Lorenz-Entführung nicht geschehen? Hat sich ein Richter oder Bundesanwalt bei mit (oder öffentlich) entschuldigt, weil sie mir UNRECHT angedeihen ließen?

Selbst wenn sie menschlich dazu in der Lage wären, sie dürfens aufgrund ihrer politischen Logik nicht.

Sie dürfen nicht ihre Fantasie bemühen, um mögliche Alternativen von Geschehnisablaufen zu durchdenken.

Sie dürfens nicht.

Nach allen Regeln der juristischen Haarspalterei müssen sie Gründe für die Haftfortdauer und Höchststrafen finden. So wills angeblich das Volk. So wollen die Politücker, von denen sie unabhängig sein soffen. Dafür werden sie bezahlt. Wenn

Sie nun wenigstens in meinem (vergleichsweise) Aufsehen erregenden Fall Rechtsgrundsätze gelten ließen, Hunderttausende von Justizopfern würden ebenfalls ihr volles Recht fordern.

Die Zeugen würden Insgesamt länger im Knast verschwinden, als Ich noch zu erwarten habe

Zurück zum B-Libi. Ich habe Sie, Herr Geus, Herr Weis, Herr Nöldeke, Herr Bauer und Herr Weichbrodt lange genug beobachtet, um zu wissen, daß Ihre Fantasie zu ausgetrocknet ist, um sie zugunsten eines Angeklagten zu bemühen, für den Sie auch nicht die geringste Sümpati empfinden.

Und das ist durchaus gegenseitig.

Wer sagt Ihnen denn, meine Herren Richter, daß ich nicht zur fraglichen Zeit mit Putzi von Opel in St. Tropez war? Etwa unter dem Aliasnamen Fritzi von Popel?

Das glauben Sie nicht. Ich auch nicht. Aber nehmen wir einmal an: Der Teufel) war zur Zeit der Negerküsse in einer anderen westdeutschen Großstadt.

Etwa in Köln.

Als ich das letztemal eine Erklärung aus dem Hut zog, hab ich bereits meinen Freund Leo erwähnt. In den Akten heißt er Werner Sauber. Die Akten über Leo sind geschlossen. Sein Beispiel bleibt. Wäre Leo nicht abgeknallt worden, er könnte neben mir auf der Anklagebank sitzen oder wir beide wo anders. Leo braucht keine Alibis mehr nachzuweisen.

Nehmen wir einmal an: Nach Leos Tod, nach der Kündigung im Preßwerk und dem Intermezzo im Bochumer Studentenheim war ich in Köln. Versteckt. Im wahrsten Sinne des Wortes. Arbeitslos. Kein Kollege, kein Nachbar, der sich an mich erinnern könnte. Es waren ja auch nur noch etwa vier Wochen. Ab und zu irgendwie eine Begegnung mit Genossen, die mich unterstützt haben. Oder mit ebenfalls steckbrieflich Gesuchten. Was hätte es für einen Zweck, Namen zu nennen von Leuten, die als mutmaßliche Terroristen gelten oder wegen der Unterstützung von mir und anderen Gefahr liefen, für Monate und Jahre im Gefängnis zu verschwinden wie Waltraud Siepert, Eberhard Dreher, Christina Dömeland, Erard Osterreich und viele andere.

Nehmen wir einmal an: ich habe auch noch einen Abstecher nach Frankfurt gemacht und bin von dort Mitte August nach Berlin geflogen.

Und noch eine Bemerkung zu Fingerabdrücken: Soweit ich mich erinnere, ist es nicht unmöglich, daß überall dort, wo Fingerabdrücke von mir gefunden worden sein sollen, tatsächlich auch ich sie verursacht habe. Um so mehr, als sich diese Fingerabdrücke meistens auf beweglichen Gegenständen fanden. Es ist aber merkwürdig, daß die Kölner Polizei meine Fingerabdrücke NICHT entdeckt hat in der Wohnung, in der Leo unter dem Namen Tangermann gewohnt hat und in der ich mich noch am Tage von Leos Tod – besuchsweise – aufgehalten habe.

Hat das BKA Entlastungsbeweise verschwinden lassen

Hat der perfekte Staatsschutzapparat diese Fingerabdrücke nicht gefunden oder hat man sie im Bun-

deskriminalamt verschwinden lassen? In irgendwelchen Bei-Akten, da sie nicht passend zu den für die Erfolgs-Statistik günstigeren Gruppentheorien? Ich weiß es nicht.

Ausschließen kann ich auch nicht, daß die Fingerabdrücke von Ralf Reinders auf einer Bierflasche zwar echt sind, die Bierflasche selbst aber von einem ehrgeizigen Staatsschützer von irgendeiner konspirativen Wohnung, in der sie keinen besonderen Beweiswert gehabt hätten, in das mutmaßliche Lorenz-Versteck gebracht wurde, w sie zum

einzigen Beweismittel gegen Ralf

Reinders wird.

Wer kontrolliert den Staatsschutz? Wer kontrolliert ehrgeizige Polizisten, Staatsanwälte, Richter?

WER?

Die Öffentlichkeit.

Und wie sieht die Öffentlichkeit aus? Sagen wir mal: beschissen ist gar kein Ausdruck. Die öffentliche Meinung wird von Besitzern der Produktionsmittel gemacht. Die herrschende Meinung ist die Meinung der Herrschenden. Unter diesen Umständen die Wahrheit so zu sagen, ist eine Kunst, die an Zauberei grenzt.

Und entsprechend schief liegt das Gericht mit seiner Einschätzung (letzter Satz des Haftbefehls vom 11.6.80) "Es ist somit zu erwarten, daß er im Fall einer Freilassung sofort wieder in den Untergrund gehen und sich dem Strafverfahren entziehen würde." Ich bin doch kein Idiot, der sich ohne zwingende Notwendigkeit immer wieder "in den Untergrund" begeben würde. Tatsächlich habe ich mich in meinem gefängnisreichen Leben dreimal illegalisieren lassen müssen.

Das erste Mal habe ich Auflagen mißachtet, als mein Haftbefehl wegen schweren Landfriedensbruches am 2. Juni 67 Mitte August 67 außer Vollzug gesetzt wurde. Ich hätte Berlin nicht verlassen sollen. Anläßlich einer Protest-Aktion im Rathaus Schöneberg wurde Ich ein paar Wochen später nach einer Frankfurt-Reise erneut in Haft genommen und nach fünf Monaten U-Haft und einem Monat vor dem Freispruch im Prozeß aus der Haft entlassen. Das war der Beginn meiner Bekanntschaft mit deutschen Knästen, die weiterging nach der allen Knackis vertrauten Melodie: "Wer einmal aus dem Blechnapf frißt..." Allerdings ist das Knastgeschirr inzwischen aus Porzellan oder Plastik.

Treten sie ab! Nach rückwärts in die Geschichte.

Leider bin ich auch auf diesem Gebiet nur ein Lehrling.

Deshalb bin ich auch von Herrn Geus und von Wolfgang Grundmann von der taz und anderen Leuten falsch verstanden und überschätzt worden, als ich ankündigte, daß ich meinen Hut wieder mitbringe, um eine ERKLÄRUNG ZUR FRAGE MEINER BETEILIGUNG AN DEN NEGERKUSSPARKASSEN-ÜBERFALLEN hervorzuziehen. Das war aber nicht die Ankündigung eines Alibis. Vielmehr habe ich mich bemüht zu zeigen, was ein B-Libi ist.

Allerdings muß mensch sich fragen: WIE vereinbaren es Richter mit ihrem Gewissen, Haftbefehle aufrechtzuerhalten, wenn sie selbst ernsthaft

mit der Möglichkeit eines Alibis rechnen, wie beispielsweise Herr Geus in der letzten Woche in der Hauptverhandlung DEUTLICH zu verstehen gab? Und auch Dr. Wolldecke hat sich verraten: Wenn es da Zeugen gäbe, dann möglichst rasch benennen, schließlich sei die Frage der Haft dann neu zu prüfen. Vielleicht bereitet es auch Verdruß, wenn man dauernd der fertige Urteil unterschreiben muß.

Ist die Frage der Haft nicht auch zu prüfen im Zweifelsfall?

Schämen Sie sich nicht?

Warum schämen Sie sich nicht?

Um das zu verstehen, muß man wohl Jurist sein, deutscher Staatsschutzjurist.

Herr Königlich-Preußischer Kammergerichtsrat Geus, treten Sie ab! Nach rückwärts in die Geschichte. Befassen Sie sich mit Verkehrsdelikten oder Ehescheidungen.

Ich gebe dem Gericht und der Öffentlichkeit einen guten Tip: Ich bin nicht der einzige Angeklagte in diesem Prozeß und schon gar nicht der einzige Gefangene in diesem Land. Es ist nicht gut, wenn sich alle Alibi-Erwartungen

und Unschulds-Vermutungen auf meinen Hut konzentrieren.

Von den – grob geschätzt – sechzigtausend Gefangenen in der BeErDr und Westbärlin könnten bei korrekter Anwendung der Gesetze dreißigtausend sofort nachhause gehen. Für die restlichen dreißigtausend brauchen wir bessere Gesetze und eine demokratischere Justiz.

Der neue Haftbefehl gegen mich, dieses Spitzenprodukt juristischer Kunstfertigkeit wird sozusagen gekrönt durch eine Aussage über mich, die die Wahrheit ein bißchen zu arg ignoriert:

"Er hat sich in seinen Einlassungen während der Hauptverhandlung bis zuletzt zu den Zielen der Bewegung 2. Juni bekannt."

Welches sind denn die Ziele der

"Bewegung 2. Juni"?

Und wer ist überhaupt die "Bewegung 2. Juni"? Ich habe niemals behauptet, ich sei Mitglied der Bewegung oder "Gefangener aus der Bewegung 2. Juni". Nach meinem politischen Selbstverständnis bin ich viel mehr (mehr oder minder isolierter) Teil der revolutionären Bewegung in den Metropolen insgesamt – so verwaschen sich das im Hinblick auf die gerichtliche Verwertbarkeit und die Zwecke des linken Vereinslebens anhören mag – wer schon aus dem SDS rausgeflogen ist wie ich, eignet sich nicht für irgendwelche noch weitaus sektiererischen und elitäreren Vereine als den damaligen SDS.

Und auch diesem Gericht müßte doch bekannt sein, daß erst vor kurzem in einem anderen Parallelverfahren vor einem anderen Strafsenat des Kammergerichts die Angeklagte Gabriele Rollnik eine Erklärung verlesen hat, wonach sich die "Bewegung 2. Juni" "zum letzten Mal" zu Wort meldet, sich mit einem anti-imperialistischen HURRA in die RAF auflöst und sich unter anderem von mir und meinem Konzept Spaßgerilja distanziert. Zu dieser Auflösung gibts inzwischen einen lesenswerten Kommentar von dreien meiner Mitgefangenen. Andere haben sich als Bewegung 2. Juni zu einem Anschlag aufs Kreuzberger Rathaus bekannt

– was mich betrifft, so habe ich auch dafür ein Alibi. 1969 habe ich eine Ladung zum

Strafantritt mißachtet, als ich 10 Monate absitzen sollte einer zusammengezogenen Strafe wegen folgender drei Delikte:

- 1. Verletzung der Bannmeile vorm Rathaus Schöneberg anläßlich des bereits erwähnten Go-Ins, das im September 67 zu meiner Widerfestnahme führte: 5 Monate Knast.
- 2. Störung des Gottesdienstes fn der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche als Protest gegen die Behandlung des Vietnamkriegsgegners Dutschke, Heiligabend 67 in derselben Kirche. Ein antikommunistischer Rentner hatte Rudi mit seinem Krückstock auf den Kopf geschlagen. An Sylvester hat der zuständige Gemeindepfarrer die Kirche mit Polizeigewalt .räumen lassen, weil ihm Kunzelmannals Kanzel-Mann zuviel war. Mit Knüppeleinsatz wurde die Kirche geräumt und es gingen dabei Stühle zu Bruch. Derselbe Pfarrer hat auch im Januar 80 die Polizei geholt, als aus Protest gegen die Belegung des Moabiter Hochsicher-Heiztraktes die Kirche vorübergehend besetzt wurde. Für Sylvester 67 sollte ich auch 5 Monate sitzen.
- 3. Unerlaubtes Abbrennen von Feuerwerkskörpern im Gerichtssaal in Tateinheit mit Beleidigung des Vorsitzenden Richters (des ehemaligen NSDAP-Parteigenossen Brandt) anläßlich des Prozesses gegen einen Genossen, der sich an einer Protestaktion in einem Kudamm-Kino gegen den rassistischen Film "Africa Addio" beteiligt hatte: dafür 2 Monate. Die Gesamtstrafe fiel dann 1970 unter die inzwischen verkündete Demonstrations-Delikte-Amnestie, die der sozialliberale Osterhase den lieben Kleinen von der Apo beschert hatte, was leider meiner Verurteilung in einem fragwürdigen Münchner Indizienprozeß wegen mißglückter Brandstiftung im Münchner Amtsgerichtsgebäude nicht im Wege stand. Dafür kassierte ich 2 Jahre Knast. Beisitzender Richter war damals übrigens der heutige Vorsitzende im Zlof-Prozeß.

Ich werde mich nicht mehr so einfach Illegalisleren lassen

Meine dritte und schwerwiegendste Illegalisierung geschah im August 1973. Nach meiner Entlassung aus Landberg im Juni 1972, wars für mich naheliegend, mich besonders intensiv um das Schicksal meiner persönlichen Freunde zu kümmern, die zu einem großen Teil im Knast verschwunden waren oder mich bei meiner Entlassung von den

Fahndungsplakaten wissend anschauten. Sie wußten nämlich, daß mir ihr Schicksal nicht gleichgültig sein durfte. Wer einmal im Gefängnis war oder den "quälenden Zustand der Illegalität" (wie es Karl Retzlaff nannte, der als Kommunist in der Weimarer Zeit 5 Jahre Illegalität durchgehalten hat – ein Leistung, die man durchaus mit der des Mitangeklagten Reinders vergleichen kann) erlebt hat, der darf seine Genossen, auch wenn er wieder frei und legal ist, nicht vergessen und nicht im Stich lassen. Ungeachtet alle möglichen politischen Differenzen und ungeachtet alle persönlichen Entfremdung hab ich versucht, das im Hinterkopf zu behalten in der Knast-Hilfe-Gruppe in München. Das werde ich wei-

ter tun. Und ich werde es den Herren des Morgengrauens nicht mehr so einfach machen, mich zu illegalisieren wie im August 1973. Damals erging Haftbefehl und ich erschien auf dem Fahndungsplakat der 16 meistgesuchten mutmaßlich bewaffneten anarchistischen Gewalttäter vom BKA, weil folgendes gegen mich vorlag: Ich soll eine kriminelle Vereinigung unterstützt haben, indem ich Ralf Reinders und Ingrid Siepmann bei einem Rolf Putnik, genannt Wenzel, in München für eine Nacht Quartier erbat. Ich soll die Gefängnismauer in Aichach mit unflätigen Parolen besprüht haben. Im August 73 habe ich mit über den Daumen gepeilt 2 Jahren Knast rechnen müssen. Dies war mir im August 73 zuviel. Schließlich hatte ich gerade 2 Jahre Knast hinter mir.

Hätte ich geahnt, was mir bevorstand, vielleicht hätte ich mir im August 73 die

Sache gründlicher überlegt."

Um aber meine Aunkündigung wahr zu machen: Ich, Fritz Teufel, war an Vorbereitung, Planung und Durchführung der Sparkassenuberfälle vom 30. und 31. Juli 1975 NICHT beteiligt.

Und jetzt folgt vollkommen überraschend für alle Prozeßbeteiligten mein Geständnis, ich war in der fraglichen Zeit rauschgiftsüchtig und auf dem Trip. Shit und LSD taten mir nicht weh. Aber ich hab auch schon ein oder zweimal den falschen genommen. Fixer sind meine unglücklichen Brüder.

Ich war zu dieser Zeit nicht in Berlin.

Übrigens hat die Hauptverhandlung ergeben, daß keiner der hier Angeklagten im unmittelbaren Zusammenhang mit diesen Überfällen zweifelsfrei erkannt wurde und daß somit von Rechts wegen alle freigesprochen werden müssen. Auch erhebt sich die Frage, ob Bundesanwälte und Richter auf drei zählen können. Ergebnis der Beweisaufnahme war, daß die Negerkußverteilungen jeweils von 2 Männern und drei Frauen ausgeführt wurden. Trotzdem hat die Bundesanwaltschaft in ihren Blödojes für DREI männliche Angeklagte jeweils 10 Jahre gefordert, als Einzelstrafen für die Negerküsse, nämlich für Ralf Reinders, Andreas Vogel und mich. Wenn diese Logik eine ist, dann die des Beweisnotstandes. Bei aller Selbstkritik halte ich mich für einen wahrheitsliebenden Menschen – und wenn ich von Liebe rede, mein ichs immer auch erotisch - ich hab ein erotisches. Verhältnis zur Wahrheit.

Ich bin schon häufig falsch verstanden worden. Ich irre mich oft.

Ich habs im Gegensatz zu Politückern, Richter und Staatsanwälten nicht nötig, zu lügen.

Bitte an meine Todfeinde: Suchen sie die Zeugen

Es ist der. Bundesanwaltschaft mit Unterstützung der Medien gelungen, Zeugen aufzutreiben (mindestens zwei), die in verschiedenen Fasen des Verfahrens mich im Zusammenhang mit der Lorenz-Entführung gesehen haben wollen. Zu einer Zeit, als ich nachweislich nicht in Berlin sein konnte. Und diese Zeugen wurden sehr ernst genommen. Nicht nur von Herrn Widera. Deshalb die Bitte an meine Todfeinde vom BKA und der Bundesanwaltschaft, an Axel Springer und Eduard Zimmermann:

Laßt Euren Apparat spielen! Helft mir, unverdächtige Zeugen aus dem Volk zu finden, die bestätigen können, daß ich mich in der letzten Juli- und der ersten Augustwoche, und auch am 30. und 31 .Juli 75 in Köln aufgehalten habe! Oder soll ich alles alleine aus'm Hut ziehen? Das Gericht hat sich einmal blamiert und meint vielleicht, das Schlimmste war überstanden. Das Gericht hat sich einmal getäuscht und ich wünsche den Herren weiterhin viel Vergnügen... Bei der Gelegenheit, Herr Völz, will ich eine ihrer üblichen Unverschämtheiten zurückweisen, wozu ich in der Hauptverhandlung keine Gelegenheit erhielt. Herr Geus liebt keine Dialoge- Er weiß, daß berufsmäßige Redner, wenn ihnen das Wort erteilt wird, zu schwafeln anfangen, so daß Angeklagte in Prozessen mit Überlänge am Ende Gefahr laufen, sich diesem idiotischen Diskussionsstil anzupassen. Auch dies als Selbstkritik.

Jedenfalls hat Herr Völz – ich nehm die Unverschämtheit zurück – die Geistesgegenwart und Kühnheit besessen, auf den Einsturz seiner juristischen Kongreßhalle aus Staatsschutz-Flunker-Steinen zu reagieren, indem er mir u.a. Vowarf, ich habe bei allen Haftprüfungen geschwiegen. Beharrlich und verstockt und zu allen Anklagepunkte geschwiegen und allenfalls die Frage auf Äußerungen von mir mit der Formel "Nein Danke, Herr Franke!" beschieden.

Daß ich bei Haftprüfungen immer wieder auf die Haltlosigkeit der Vorwürfe gegen mich hingewiesen habe, daß ich Richtern und Staatsanwälten ihre Blamage angekündigt habe, daß sich mein damaliger Rechtsanwalt Spangenberg den Mund fusselig geredet hat, ist ihnen allerdings entgangen. Und ist auch in den Protokollen der Haftprüfungen nicht festgehalten worden. Über das Protokoll bestimmt der Haftrichter genauso diktatorisch wie Herr Geus in der Hauptverhandlung. Ich seh das als Beweismittelvernichtung von Amts wegen. Alle Anträge auf Tonbandprotokoll sind abgelehnt worden. Herr Völz war bei den Haftprüfungen zwar nicht zugegen, aber er hätte dabei genauso geschlafen wie seine Kollegen und weiß auch genau wie Protokolle zustande kommen. Meine Äußerungen sind also Herrn Völz und anderen entgangen, was kein Wunder ist, weil sie ja nicht zuhören weil sie denken, daß andere Leute sich genau wie Herr Völz ständig einer nichtssagenden, hohlen Rhetorik bedienen.

Arme Redekunscht!

Manchmal mögen Sie sogar Recht haben, aber in unserem Fall hätte es sich schon gelohnt, unsere Äußerungen bei Haftprüfungen, unsere schriftlichen und publizierten Äußerungen und unsere Äußerungen in der Hauptverhandlung zur Kenntnis zu nehmen, die zu einem großen Teil gar nicht, verfälscht oder ins langwellige Schema der Terrorprozessberichterstattung eingepaßt, wiedergegeben wurden, nach dem Schema:

84 Tausend Zeugen 700 Bände Akten

50 Verteidiger

10 Mio. Umbaukosten

schwere und schwerste Verbrechen Angeklagte im wesentlichen überführt erdrückende Beweislast. Schuld soll nur noch einmal öffentlich vorgeführt werden, naturlich kein Schauprozess.

Streng rechtsstaatliche Prinzipien.

Angeklagte beschimpfen Gericht und Bundesanwälte.

Gericht läßt Saal räumen.

Morddrohung gegen blinde Nichte des Polizeipräsidenten – Baader Meinhof am Werk?

Hungerstreik bei Sekt und Kaviar

Der 483. Gefangenenantrag wurde abgelehnt, weil Richter, die "Unschuldige" über Jahre hinweg als "schuldig" betrachten, nicht befangen sind, sondern korrekte Juristen. Das heißt, sie sind beides. Korrekte Juristen und befangen. Korrekte Juristen haben nur einen Fehler: Sie können sich nicht vorstellen, daß sie befangen sind. Das war der Prozeß in Schlagzeilen.

Ich stehe tief in der Schuld der Genossen, die, weil sie mich angeblich unterstützten, im Zuge der Vorab-Verurteilung jahrelang im Knast saßen. Waltraud Siepert saß fast fünf Jahre unter den fürchterlichsten Haftbedingungen und Erhard Österreich hat länger als ein halbes Jahr gesessen und wurde zu einem Jahr verknackt. In seinem Urteilsspruch hat der Richter gesagt, ich sei einer der meistgesuchtesten und gefährlichsten Gewaltverbrecher gewesen und im Siepert-Urteil steht, meine Beteiligung an der Lorenz-Entführung stehe Fest. Rechtkrägtiges Moabiter Staatsschutz-Urteil! Ich weiß nicht, was dem Jörg Rasche noch alles passieren wird, Herr Österreich hat im Zusammenhang mit seinem Strafverfahren schon minde- stens einmal die Arbeit verloren. Ich muß davon ausgehen, daß Genossen dieser Qualität als Alibizeugen benannt zusammengerechnet mehr Knast riskie- ren würden, als ich ohne Alibi. Sie würden als Verbrecher behandelt, die im Gegensatz zu gut präparierten Staats-schützern nicht glaubwürdig sind.

Der unsittlichen Aufforderung zum fortgesetzten Alibi begegne ich vorerst mit dem B-Libi. Um meine eigene Haut zu retten soll ich andere anscheißen?

Nein Danke, Herr Franke! Mit mir nicht, Herr Geus! Kommt nicht in Frage, Herr Weißt! Kommt gar nicht in die Tüte, Herr Dr. Wolldeckel! So haben wir nicht gewettet, Herr Bauer! Das könnte ihnen so passen, Herr Weichbrodt! Lecken Sie mich doch am Arsch, Herr Völz!

P.S. Als Kampfmethode in den Metropolen empfehle ich nach wie vor die Spaßgerilja, von der kein Mensch weiß, was ich damit meine. Vielleicht komme ich im Schlußwort in diesem Prozeß darauf zurück. Als ehemaliger Filosofiestudent kämpfe ich schon länger mit dem unheimlichen Wunsch, ein größeres Publikum mit hochtraben- den Ausführungen zu langweilen, beisielsweise zu dem Thema, das ich mit Sicherheit verfehlen werde: DAS LEBEN ALS SPASS UND GERILJA oder WARUM DIE RIDIKÜLE ARMEE FIKTION (RAF) SUBJEKTIV ANTI-IM- PERIALISTISCH UND OBJEKTIV UNFREIWILLIG TEIL DER SPASSGE- RILJA IST...

aber das ist eine andere Geschichte und soll ein andermal erzählt werden.



Weissagung der taz.

Empfohlen von Jörg Wimalasena, Inland: "Wenn ich als Jugendlicher die Zeitung aufschlug, fühlte ich mich meist belästigt von all den Pseudo-Leitartiklern, die sich an schmalgeistigen Abhandlungen zu Begriffen wie Freiheit und Heimat versuchten. Dann stieß ich auf den Text "Super, Deutschland schafft sich ab!" von Deniz Yücel. In einer sprachlichen Schärfe, die mir bis dahin in der Publizistik unbekannt war, sezierte Yücel die vulgäre Deutschtümmelei der Schwarz-Rot-Geil-Republik – und das mit Witz und ohne Groll. Dass die AfD ihn für eben diesen Text besonders hasst, adelt ihn nachträglich."

Super, Deutschland schafft sich ab!

Deniz Yücel

Endlich! Super! Wunderbar! Was im vergangenen Jahr noch als Gerücht die Runde machte, ist nun wissenschaftlich (so mit Zahlen und Daten) und amtlich (so mit Stempel und Siegel) erwiesen: Deutschland schafft sich ab!

Nur 16,5 Prozent der 81 Millionen Deutschen, so hat das Statistische Bundesamt ermittelt, sind unter 18 Jahre alt, nirgends in Europa ist der Anteil der Minderjährigen derart niedrig. Auf je 1.000 Einwohner kommen nur noch 8,3 Geburten – auch das der geringste Wert in Europa.

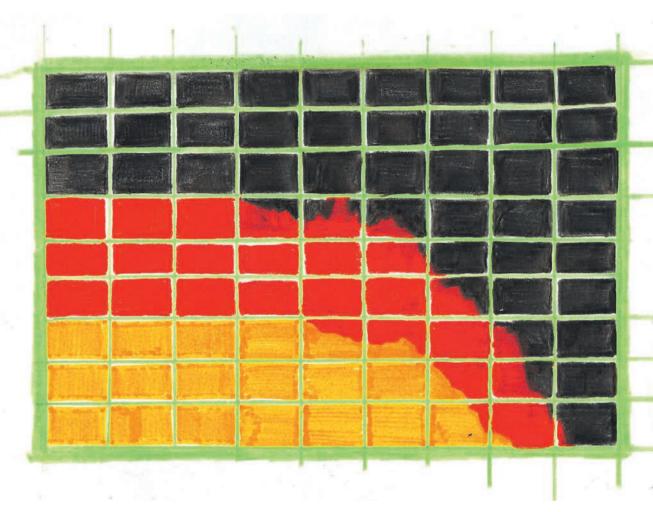
Besonders erfreulich: Die Einwanderer, die jahrelang die Geburtenziffern künstlich hochgehalten haben, verweigern sich nicht länger der Integration und leisten ihren (freilich noch steigerungsfähigen) Beitrag zum Deutschensterben.

Volkssportarten Jammern und Ausländerklatschen

Noch erfreulicher: Die Ossis schaffen sich als Erste ab. Während im Westen die Zahl der Minderjährigen in den vergangenen zehn Jahren um 10 Prozent gesunken ist, ging sie im Osten um 29 Prozent zurück. Die Sandys, Mandys und Jacquelines pfeifen auf das neue deutsche Mutterkreuz ("Elterngeld") und tragen nach Kräften dazu bei, dass den ostdeutschen Volkssportarten Jammern, Opfersein und Ausländerklatschen in absehbarer Zeit der Nachwuchs ausgehen wird.

Woran Sir Arthur Harris, Henry Morgenthau und Ilja Ehrenburg gescheitert sind, wovon George Grosz, Marlene Dietrich und Hans Krankl geträumt haben, übernehmen die Deutschen nun also selbst, weshalb man sich auch darauf verlassen kann, dass es wirklich passiert. Denn halbe Sachen waren nie deutsche Sachen ("totaler Krieg", "Vollkornbrot"); wegen ihrer *Gründlichkeit* werden die Deutschen in aller Welt ein wenig bewundert und noch mehr gefürchtet.

Nun ist schon so manches Volk ohne das gewalttätige Zutun anderer von der Bühne der Geschichte abgetreten: Die Etrusker wurden zu Bürgern Roms, die Hethiter gingen im anatolischen Völkergemisch auf, die Skythen verschwanden irgendwo in den Weiten der Steppe.



Eine Nation, die mit ewiger schlechter Laune auffällt

Der baldige Abgang der Deutschen aber ist Völkersterben von seiner schönsten Seite. Eine Nation, deren größter Beitrag zur Zivilisationsgeschichte der Menschheit darin besteht, dem absolut Bösen Namen und Gesicht verliehen und, wie Wolfgang Pohrt einmal schrieb, den Krieg zum Sachwalter und Vollstrecker der Menschlichkeit gemacht zu haben; eine Nation, die seit jeher mit grenzenlosem Selbstmitleid, penetranter Besserwisserei und ewiger schlechter Laune auffällt; eine Nation, die Dutzende Ausdrücke für das Wort "meckern" kennt, für alles Erotische sich aber anderer Leute Wörter borgen muss, weil die eigene Sprache nur verklemmtes, grobes oder klinisches Vokabular zu bieten hat, diese freudlose Nation also kann gerne dahinscheiden.

Apropos Sprache: Die Liste jener deutschen Wörter, die sich nicht oder nur mit erheblichem Bedeutungsverlust in andere Sprachen übersetzen lassen, illustriert, was der Welt mit dem Ableben der Deutschen verlustig ginge: Blitzkrieg, Ding an sich, Feierabend, Gemütlichkeit, Gummibärchen, Hausmeister, Heimweh, Kindergarten, Kitsch, Kulturkampf, Lebensabschnittsgefährte, Nachhaltigkeit, Nestbeschmutzer, Ordnungsamt, Querdenker, Realpolitik, Schlager, Spaßvogel, Tiefsinn, Torschlusspanik, Vergangenheitsbewältigung, Volksgemeinschaft, Weltanschauung, Wirtschaftswunder, Zwieback.

Welcher Mensch von Vernunft, Stil und Humor wäre betrübt, wenn diese Wörter und mit ihnen die ihnen zugrunde liegenden Geisteshaltungen verschwinden? Eben.

Mehr Zärtlichkeit für den Schäferhund als für die Sprache

Der Erhalt der deutschen Sprache übrigens ist kein Argument dafür, die deutsche Population am Leben zu erhalten. Denn der Deutsche und das Deutsche haben miteinander etwa so viel zu schaffen wie Astronomie und Astrologie. Oder besser noch: wie Lamm und Metzger. "Für seinen Schäferhund und seine Wohnzimmerschrankwand empfindet der Deutsche mehr Zärtlichkeit als für seine Sprache", bemerkte Thomas Blum einmal. Im Interesse der deutschen Sprache können die Deutschen gar nicht schnell genug die Biege machen.

Nun, da das Ende Deutschlands ausgemachte Sache ist, stellt sich die Frage, was mit dem Raum ohne Volk anzufangen ist, der bald in der Mitte Europas entstehen wird: Zwischen Polen und Frankreich aufteilen? Parzellieren und auf eBay versteigern? Palästinensern, Tuvaluern, Kabylen und anderen Bedürftigen schenken? Zu einem Naherholungsgebiet verwildern lassen? Oder lieber in einen Rübenacker verwandeln?

Egal. Etwas Besseres als Deutschland findet sich allemal.

Empfohlen von Christina Schmidt, Reportage- und Rechercheressort: "Diese Recherche ist auf mehreren Ebenen bemerkenswert. Allein der Plot: Ein Mann spioniert in einer Zeitungsredaktion, in seiner Redaktion, dann verschwindet er. Das Handwerk: Die Autoren spüren den Motiven ihres Kollegens nach – und schließlich ihn selbst in einem Versteck in Asien auf. Der Mut: Für gewöhnlich kritisieren wir Journalisten andere, in diesem Fall muss die taz Selbstkritik üben – öffentlich. Das macht diesen Text außergewöhnlich."

Dateiname LOG.TXT

Anfang 2015 kam heraus, dass Computer in der taz-Redaktion mehr als ein Jahr lang mit einem Keylogger ausgespäht wurden. Was ist passiert? Und was ist geblieben? Eine Recherche, die im eigenen Haus beginnt – und nach Asien führt

Von Sebastian Erb und Martin Kaul

Es ist wohl reiner Zufall, dass der Keylogger am Ende entdeckt wird. Mindestens ein Jahr lang ist er zuvor im Einsatz. Er wandert von Computer zu Computer, im ersten, dritten und vierten Stock der Rudi-Dutschke-Str. 23 und schneidet dort die Tastaturanschläge mit, Passwörter, Mails, Kontodaten. Das geht so lange, bis am Nachmittag des 17. Februar 2015, ein Dienstag, die Computertastatur einer Praktikantin nicht mehr funktioniert.

Was ist passiert?

Sie ruft die Hotline der EDV-Abteilung an. Der Kollege, der sich daraufhin ihren Computer anschaut, entdeckt an der Rückseite des Gehäuses einen Adapter, der zwischen der USB-Buchse und dem Tastaturkabel steckt. Dieser schwarze Stick wird bald darauf große Unruhe in die Redaktion bringen, und weit darüber hinaus.

Die EDV-Mitarbeiter sind irritiert. Sie brechen den 3,8 Zentimeter langen Stick auf und googeln die Produktnummer. Es handelt sich um einen Keylogger. Das ist ein Spähwerkzeug, das alles aufzeichnet, was in eine Tastatur getippt wird; bestens geeignet, um Passwörter zu stehlen.

Ab diesem Zeitpunkt ist die EDV-Abteilung im Krisenmodus. Bislang wissen nur die Informatiker, dass einE DatendiebIn im Haus unterwegs sein muss. Sie kopieren den Inhalt des Datenträgers, kleben ihn wieder zusammen und stecken ihn dann zurück in den Computer. Es ist eine Falle. Chefredaktion und Geschäftsführung der taz werden am nächsten Tag eingeweiht.

Am Mittwoch, gegen 12 Uhr, wird ein langjähriger Redakteur dabei beobachtet, wie er den Keylogger abzieht. Er wird zur Rede gestellt, erst von Mitarbeitern der EDV, dann von seinem Ressortleiter und einem der taz-Geschäftsführer. Er erklärt zunächst, es handle sich um einen USB-Stick. Mehr will er nicht sagen. Schließlich wird ihm Hausverbot erteilt. Er verlässt die Redaktion fluchtartig durch das hintere Treppenhaus. All dies geschieht innerhalb von weniger als einer halben Stunde. Der Kollege wird nie wieder in der taz gesehen. In seinem Schreibtisch hinterlässt er Rechercheunterlagen, einen Beutel Traubenzucker und eine Verfassungsschutz-Broschüre mit dem Titel: "Spionage. Sind auch Sie gefährdet?"

Um 14.15 Uhr informiert die damalige taz-Chefredakteurin Ines Pohl die RessortleiterInnen. Für 14.30 Uhr ruft sie die gesamte Belegschaft zusammen. Die KollegInnen stehen im dritten Stock, an jenem Rechner, an dem der Keylogger gefunden

17. Februar 2015 ### Die Tastatur einer Praktikantin funktioniert nicht mehr. Ein EDV-Mitarbeiter entdeckt am Rechner einen sogenannten Keylogger. ###



wurde. Alle sind fassungslos. Später bekommen alle MitarbeiterInnen eine Mail. Sie werden aufgefordert, ihre Passwörter zu ändern. "Bitte auch bei anderen Accounts, z.B. bei GMX oder Web.de oder Hotmail, Twitter, Facebook".

Was geschehen ist, hat das Zeug, das Vertrauen innerhalb der taz und in die taz zu zerstören. Dass eine Zeitung ausgespäht wird, passiert nicht alle Tage. Es geht um viel: Die Wahrung des Redaktionsgeheimnisses. Für jemanden, der sich vertraulich an eine Zeitung wendet, kann es unangenehm bis gefährlich werden, wenn seine Daten in falsche Hände geraten. Eine Zeitung läuft Gefahr, ihre InformantInnen zu verlieren, wenn sie sie nicht schützen kann. Ein Spähangriff in einer Redaktion zielt auf den Kern der Pressefreiheit.

Allen ist ebenso klar: Der Vorfall kann die Karriere des Kollegen zerstören. So versuchen noch am selben Tag einige, Kontakt mit ihm aufzunehmen.

Am Donnerstagmorgen um 9.30 Uhr ist der große Konferenzraum so voll wie schon lange nicht mehr. Dutzende RedakteurInnen, Verlagsangestellte, PraktikantInnen sind da, Geschäftsführung, Chefredaktion. Als Erstes erfahren die MitarbeiterInnen die jüngste Nachricht: In der Nacht ist die Eingangstür des Redaktionsgebäudes auf-

gebrochen worden. Die dahinter liegende Glastür dagegen ist heil geblieben. Sie lässt sich mit einem Code öffnen, der den meisten taz-MitarbeiterInnen bekannt ist. Viele schlussfolgern: Es muss der beschuldigte Kollege gewesen sein, der noch etwas holen wollte. Bewiesen ist das nicht.

Am Freitag berichtet der Branchendienst Newsroom.de: "Angriff von innen: Spionierte langjähriger Redakteur die 'taz' aus?" Die Welt und das NDR-Medienmagazin "Zapp" nennen dann fast zeitgleich auch den vollen Namen des Beschuldigten, das verurteilen viele in der taz. Später zieht der englische Guardian für eine internationale Leserschaft nach.

Die Geschichte des Keyloggers gleicht zu diesem Zeitpunkt schon einem Drama, bei dem vieles unklar ist.

Am Freitagmorgen erhält die Chefredakteurin der taz um 5.45 Uhr eine Direktnachricht über @ tazblog, den Twitteraccount des beschuldigten Kollegen: "Die gegen mich erhobenen Vorwürfe bestreite ich. Bitte gebe diese Stellungnahme den Journalisten wieder, die bei Dir anfragen."

Auch KollegInnen und MitbewohnerInnen, die sich nach seinem Wohlergehen erkundigen, erhalten nur knappe Nachrichten per SMS und Twitter.

18. Februar 2015 ### Ein Kollege wird beobachtet, wie er den Adapter abzieht. Ein USB-Stick, sagt er. Mehr nicht. Die Redaktion wird informiert. ###

"Sorgen sind unnötig", schreibt er zurück. "Bin gerade unterwegs, um ein paar Tage durchzuatmen und etwas Abstand zu gewinnen. Mehr kann ich gerade nicht sagen."

Die Redaktion diskutiert: Konnte es wirklich sein, dass ein Kollege das Vertrauen im Haus derart missbrauchte und damit die Integrität der gesamten Redaktion aufs Spiel setzte?

Am Freitag berät die Redaktionskonferenz, ob die taz einen Strafantrag stellen sollte. Dabei steht die Befürchtung im Mittelpunkt, dass Redaktionsinterna noch mehr verletzt würden, wenn die Ermittler Zugriff auf die Server verlangen. In dieser Konferenz fällt auch folgender Satz: Vielleicht sollten wir tun, was wir am besten können, die Sache mit journalistischen Mitteln aufklären.

Im Hausblog der taz erscheint am Nachmittag nur eine knappe Botschaft. taz-Geschäftsführer Karl-Heinz Ruch teilt mit: "Zu Personalangelegenheiten äußert sich die taz grundsätzlich nicht." Das verärgert viele im Haus. Kann die taz es sich so einfach machen?

Für den kommenden Montag, 12.30 Uhr, ist der beschuldigte Kollege zu einem Gespräch mit Chefredaktion und Geschäftsführung eingeladen. Am Sonntag schickt er eine E-Mail. Darin kündigt er an, nicht zu erscheinen und gegen eine mögliche Kündigung nicht arbeitsrechtlich vorzugehen. Er schreibt auch, er würde gerne eine Erklärung abgeben, "doch es stehen Vorwürfe gegen mich im Raum, die strafrechtlich relevant sind." Deshalb ziehe er es vor, zu schweigen.

Am Dienstag, 24. Februar 2015, erscheint auf Seite drei der taz ein Editorial der ChefredakteurInnen Ines Pohl und Andreas Rüttenauer. Sie schreiben: "Das Wichtigste ist für uns dabei, die Vorkommnisse, so weit dies irgend möglich ist, aufzuklären und so das Vertrauen in die taz zurückzugewinnen – bei LeserInnen, Interviewpartnern und Informanten ebenso wie unter den KollegInnen." Daneben kündigen sie an, dass die taz Strafanzeige erstattet. Den Namen des beschuldigten Kollegen nennt die taz nicht.

Am Nachmittag landet eine Mail im Postfach geno@taz.de, Absender: Ein Kommissariatsleiter des Landeskriminalamts Berlin. "Den Internetmedien ist zu entnehmen", schreibt er, "dass sie wegen des Einsatzes eines sogenannten Keyloggers zum Nachteil ihrer Mitarbeiter Strafanzeige erstatten wollen. Da hier bislang kein entsprechender Eingang festzustellen ist, darf ich ihnen unsere Dienststelle zuständigkeitshalber als Ansprechpartner benennen."

Am Donnerstag, den 26. Februar 2015, kommen LKA-Beamte ins taz Café, bewusst werden sie nicht in die Redaktionsräume gebeten. Die taz-Geschäftsführung übergibt ihnen den Keylogger, erstattet Strafanzeige und stellt Strafantrag gegen den Kollegen und gegen unbekannt "wegen des Verdachts der Verletzung der Vertraulichkeit des Wortes, § 201

StGB, des Ausspähens von Daten, § 202a StGB, des Abfangens von Daten, § 202b StGB, des Vorbereitens des Ausspähens und Abfangens von Daten, § 202c StGB, und sämtlicher weiterer möglicher Delikte". Später bekommt die Polizei auch eine CD und eine DVD mit weiteren Dateien sowie den Arbeitscomputer des Beschuldigten ausgehändigt.

Einen Monat später, am 27. März 2015, klingeln um 6.15 Uhr Polizisten des Landeskriminalamts, Abteilung 245 – Cybercrime im engeren Sinne –, an der Tür der Wohngemeinschaft, in der der Beschuldigte jahrelang gewohnt hat. Sie zeigen einen Durchsuchungsbefehl und schauen sich in seinem Zimmer um. Laut Durchschlag des Polizeiprotokolls führt die Durchsuchung nicht zur "Auffindung von Beweismitteln". Der Beschuldigte selbst ist nicht anwesend. Was zu diesem Zeitpunkt kaum jemand weiß: Er hat sich schon vor Wochen ins Ausland abgesetzt.

Wie geht die taz mit dem Fall um?

Für die MitarbeiterInnen der taz bedeutet der Vorfall eine Verunsicherung. Sie ziehen ganz unterschiedliche Konsequenzen. Manche ändern ihre Passwörter. Sie wollen nicht, dass GesprächspartnerInnen und InformantInnen sich womöglich zu Unrecht verunsichert fühlen. Manche Betroffene legen sich neue Accounts zu, schreiben Dutzende GesprächspartnerInnen an, informieren Gruppen, in denen sie Mitglied sind, oder auch einen Expartner. Auch Zugangsdaten zu Bankkonten müssen geändert werden.

Sobald die ersten Artikel erscheinen, sind auch Leute außerhalb der taz, die mit dem Beschuldigten zu tun hatten, verunsichert. An der Kölner Journalistenschule, an der er ausgebildet wurde, administrierte er bis zu seinem Verschwinden die Mailverteiler für die jeweils aktuellen Klassen. Die Domain, über die diese liefen, ist immer noch auf seinen Namen registriert. Theoretisch konnte er so über Jahre Mails mitlesen. Auch ein Ereignis in seinem privaten Umfeld erscheint plötzlich in anderem Licht. Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wird hier und auch an anderen Stellen des Textes darauf verzichtet, bestimmte Details zu nennen.

In der taz diskutieren unterdessen die RedakteurInnen: Wie kann die Zeitung nach innen und nach außen die Sicherheit vermitteln, dass Informationen gut aufgehoben sind? In der eigenen Zeitung lesen sie, die allermeisten RedakteurInnen würden ihre Mails verschlüsseln. So etwas aber kann keine Redaktion ernsthaft behaupten. Natürlich ist die taz auf verschlüsseltem Wege zu erreichen. Doch nur ein überschaubarer Teil der Redaktion nutzt die Technik regelmäßig.

Mitte März 2015 erhalten die RessortleiterInnen eine Schulung in digitaler Sicherheit. Manche verschlüsseln später ihre Mails, andere nicht. Bei der Schulung wird auch vermittelt, dass Ver-

19. Februar 2015 ### Die Eingangstür des taz-Hauses ist aufgebrochen worden, die nächste Tür ist mit einem Code gesichert, den viele kennen. ###

schlüsselung nicht gegen einen Keylogger hilft – weil dieser Daten schon abgreifen kann, solange sie noch im Klartext vorliegen.

Viel mehr passiert in den folgenden Monaten nicht. Die technische Infrastruktur der taz bleibt unverändert. Seit ihrer Gründung herrscht in der taz die Philosophie vor: Es ist nicht nur die Technik, die Probleme verursacht, sondern der Umgang mit ihr. Und was lässt sich am Ende dagegen tun, wenn jemand gezielt KollegInnen ausspionieren will?

Am Abend des 19. März veranstaltet die taz eine Podiumsdiskussion mit dem Titel: "Was verändert sich an journalistischen Grundstandards durch die neuen technischen Möglichkeiten?" Zu Gast sind neben taz-Chefredakteurin Ines Pohl der Welt-Vizechef Ulf Poschardt, Constanze Kurz vom Chaos Computer Club, der Journalistik-Professor Volker Lilienthal und Lutz Tillmanns, Geschäftsführer des Deutschen Presserats. Die Veranstaltung soll Antworten geben auf viele Fragen, die die Keylogger-Affäre mit sich gebracht hat. Es geht um Recherchen und ihre Grenzen. Und obwohl dabei versucht wird, nicht über den mutmaßlichen Ausspäher und seine Motive zu sprechen, fällt der Name des beschuldigten Kollegen an diesem Abend mehrfach: Sebastian Heiser.

Es ist auch kaum möglich, sich ausführlich mit dem Keyloggerfund zu beschäftigen und dabei die Person auszublenden. Sein Name wird nun auch in diesem Text genannt. Der Anspruch eines Beschuldigten darauf, dass sein Persönlichkeitsrecht gewahrt wird, ist stark. Das Argument wurde lange gewogen. Die Gründe dafür, Sebastian Heisers Namen zu nennen, sind gewichtiger. Dass ein öffentliches Interesse an der Sache besteht und die Vorwürfe gegen ihn in ihrer Dimension besonders sind, steht außer Frage. Für die taz kommt hinzu: Wird sein Name nicht genannt, stehen prinzipiell viele unbeteiligte KollegInnen unter Verdacht. Auch die, mit denen er im Namen der taz zu tun hatte, haben ein Recht, von dem Vorfall zu erfahren.

Und es gibt noch eine Frage, die nur an seine Person geknüpft ist: Sebastian Heiser ist jemand, der immer wieder Verfehlungen thematisiert hat, auch in der eigenen Branche. War er womöglich einem taz-internen Skandal auf der Spur? Oder geht es um etwas ganz anderes?

Wer ist Sebastian Heiser?

Seine erste größere Recherche entfaltet gleich Wucht: Am 27. März 2001, Sebastian Heiser ist 22 Jahre alt, erscheint in der *Dürener Zeitung* ein Artikel, der in der nordrhein-westfälischen Kreisstadt den Bau einer Tiefgarage unter dem zentralen Kaiserplatz verhindern wird.

Er sticht aus der Masse der Texte deutlich hervor: Der Nachwuchsjournalist hat gut recherchiert. Er zeigt, wie der Bauträger bei einem ähnlichen Projekt in Kaiserslautern eine unvollendete Baustelle und offene Rechnungen hinterlassen hat. In den vergilbten Printausgaben der Zeitung im Dürener Stadtarchiv ist nachzuverfolgen, wie sich nach der Veröffentlichung des Textes ein Kommunalpolitiker nach dem anderen von dem Projekt distanziert. Bald wird es begraben. Es ist Lokaljournalismus par excellence.

Als Sebastian Heiser Jahre später, im Jahr 2008, als Redakteur in der Berlin-Redaktion der taz beginnt, bleibt das sein Stil: Er recherchiert intensiv, auch gegen Widerstände, schreibt trocken im Ton und konfrontativ in der Sache. Der größte Coup: Im Oktober 2010 veröffentlicht er in der taz die bis dahin geheimen Berliner Wasserverträge, deren Offenlegung eine BürgerInneninitiative seit Jahren erfolglos eingefordert hat.

Unter anderem für diese Arbeit wählt ihn das Medium Magazin 2010 zum "Newcomer des Jahres". In der Begründung der Jury heißt es: "Außergewöhnlich und lobenswert ist seine selbstkritische journalistische Grundhaltung." Tatsächlich: Auf Kritik innerhalb und außerhalb der taz reagiert Sebastian Heiser stets mit Argumenten. Er ist einer der wenigen Autoren, die Leserkommentare auf taz. de regelmäßig beantworten. Wo er auch auftritt, signalisiert seine selbstbewusste, manchen auch zu arrogante Haltung: Ich habe alle Argumente gewogen, und ich habe die besseren auf meiner Seite.

Sebastian Heiser nutzt seine Auskunftsrechte intensiv, verklagt wiederholt Behörden, wenn ihm Informationen verweigert werden. Manche dieser Auseinandersetzungen führt er auf eigenes Risiko – und auf eigene Rechnung. Bei Gericht tritt er regelmäßig auch in anderer Funktion auf: Er spricht als Schöffe Recht.

In der taz engagiert er sich überdurchschnittlich. Er kümmert sich um PraktikantInnen, bringt die Erstellung einer Gemeinwohlbilanz voran und konfrontiert seine Zeitung regelmäßig mit ihren im Redaktionsstatut festgeschriebenen Idealen. Einmal wertet er gemeinsam mit Kolleginnen 1.501 taz-Artikel aus, insgesamt 197.703 gedruckte Zeilen. Schließlich protokolliert er: "Davon schrieben Frauen 69.121 Zeilen, das sind 35,5 Prozent." Die Botschaft ist klar: In der taz sind Männer massiv überrepräsentiert.

Schon kurz nach seinem Eintritt in die Redaktion gründet er das taz-Hausblog, manchmal bestückt er es über Monate allein mit Texten. Sein Credo: Möglichst viel Offenheit. 2014 tritt er bei der Vorstandswahl der taz-Genossenschaft mit dem Versprechen an, Haushaltsentscheidungen des Vorstands künftig allen KollegInnen transparent zu machen und sie darüber abstimmen zu lassen. Er erhält nur 16 Stimmen.

An dem hohen Maßstab, den er an sich anlegt, misst er die gesamte Branche.

Ein Projekt dient später vielen als Folie, um den Einsatz des Keyloggers in der taz zu interpretieren: Es ist seine Recherche in deutschen Zeitungsverlagen. Sebastian Heiser legt sich eine Tarnidentität und eine Briefkastenadresse zu. Gemeinsam mit einer ehemaligen Praktikantin besucht er im Jahr 2009, teils während seines Urlaubs, Verlagshäuser und stellt sich als "Tobias Kaiser" vor. Auf seiner Visitenkarte steht: "Key Account Planning Effizienzer", Agentur "Coram Publico". Er recherchiert, ob im Austausch für Anzeigenaufträge Einfluss auf redaktionelle Inhalte genommen werden kann.

Als er seine Ergebnisse in der taz publizieren will, widerspricht der Justiziar. Er hält die Recherche für unzulässig. Sebastian Heiser bezieht sich – nicht nur dieses Mal – auf das Marienhof-Urteil, das der heutige Journalistikprofessor Volker Lilienthal 2005 vor Gericht errungen hat. Dabei ging es um verdeckte Recherche im Zusammenhang mit Schleichwerbung in der ARD. Die damalige taz-Chefredaktion entscheidet schließlich, den Text zu drucken.

Ein Aspekt wird dabei gegen Sebastian Heisers Willen ausgeklammert. Es geht um Erlebnisse, die er zu Beginn seiner Karriere in der Beilagenredaktion der Süddeutschen Zeitung gehabt habe. Er will nun auch darüber berichten, dass damals Beiträge auf Wunsch der Anzeigenabteilung verändert worden seien. Diese Geschichte hat er zuvor schon anderen Redaktionen angeboten. Doch niemand will sie veröffentlichen. RedakteurInnen unterschiedlicher Medien werden ihre Ablehnung später damit begründen, dass die Geschichte mit unzulässigen Methoden zustande gekommen sei.

Am 16. Februar 2015, einen Tag bevor in der taz der Keylogger gefunden wird, erscheint sie schließlich auf einem privaten Blog, das er extra dafür eingerichtet hat. Das Motto des Blogs: "Klar und deutlich. Hier spricht Sebastian Heiser". Es ist viel Material, ausgedruckt gut 60 DIN-A4-Seiten.

Sebastian Heiser begründet seine Veröffentlichung damit, dass die SZ gerade mit ihrer "Swiss-Leaks"-Enthüllung Steuerhinterziehung skandalisiert, aber zu seiner Zeit in der Redaktion selbst Schleichwerbung dafür gemacht habe. Das Besondere: Als Beleg veröffentlicht er auch Tonmitschnitte von Gesprächen mit damaligen KollegInnen und einem Vorgesetzten, heimlich aufgenommen – acht Jahre zuvor.

Sein "SZ-Leaks"-Alleingang ist riskant. Falls etwas schiefgeht, muss er die Rechtsfolgen und -kosten selber tragen. Wieder löst er eine brancheninterne Debatte aus. Auch Volker Lilienthal, auf den Sebastian Heiser sich zuvor so oft berufen hat, wird sich später zu Wort melden: "Heimliche Aufnahmen in Redaktionen sind ein Unding."

Mitten in dieser Debatte, kurz nachdem taz-KollegInnen ihn fragen, ob er sie auch abgehört hat, wird Sebastian Heiser dabei erwischt, wie er in der Inlandsredaktion einen Keylogger aus einem Computer zieht.

Welche Daten wurden abgefangen?

Zu klären, was in der taz eigentlich ausgespäht wurde, gleicht einer Puzzlearbeit mit tausenden Teilen. Es gibt Datenspuren auf dem sichergestellten Stick selbst und Dateien im Computersystem der taz, die dem Stick zugeordnet werden können. Dazu kommen noch auffällige Logins, die nahelegen, dass entwendete Passwörter auch benutzt worden sein müssen, um sich Zugriff auf fremde Nutzerkonten zu verschaffen.

Der Keylogger, Modell "KeyGrabber USB", hat einen Speicherplatz von 16 MB. Das klingt nach wenig, reicht aber laut Hersteller, um mehr als 16 Millionen Tastaturanschläge aufzuzeichnen. Als er entdeckt wird, erscheint er leer. Die EDV kann jedoch 14 gelöschte Dateien größtenteils wiederherstellen. Darunter sind zwölf Dateien mit dem Namen LOG.TXT, in denen insgesamt 398.205 Tastaturanschläge aufgezeichnet sind.

Diese Textdateien enthalten viele, oft unübersichtliche Zeichenkombinationen. Die Buchstaben [Ent] zeigen an, dass die Entertaste benutzt wurde. Die Buchstaben [Bck] zeigen an, dass die Rücklöschtaste benutzt wurde. Und vor einem Wort, das groß geschrieben wird, steht [Sh]. Das steht für die Umschalttaste. In diesem Satz etwa bittet ein Ressortleiter seine RedakteurInnen um Termin- und Themenvorschläge:

[Ent]wo ich gerade dabei bin m[Bck][Bck][Bck] [Bck]beim[Sh]Mahnen bin[Sh]: [Sh]Bitte chic[Bck] [Bck][Bck][Bck]schickt wochenpläne, damit wir [Bck][Bck][Bck][Bck]euere [Sh]Termine und [Sh] Tehmen[Bck][Bck][Bck][Bck][Bck]heme [Bck][Bck] [Bck]n [Sh](und gerne auch zu f[Bck]ge[Bck][Bck] vergebende [Sh]P[Bck][Sh]Themen[Sh]) haben[Ent]

Bei der Auswertung müssen sich die EDV-Mitarbeiter also durch einen Wust von Zeichen suchen. Schließlich werden nicht nur viele Benutzerdaten und Passwörter gefunden. Es ist auch möglich, Rückschlüsse darauf zu ziehen, wann und wo der Keylogger im Einsatz war. Etwa so: Auf dem Keylogger befinden sich Anschläge eines Artikels, der am 12. Februar 2014 in der taz erscheint. Der Text bezieht sich auf ein Ereignis des Vortags. Das heißt: Der Stick muss am 11. Februar 2014 am Arbeitsrechner des Kollegen gesteckt haben, der den Text geschrieben hat. Dessen Benutzername und Passwort finden sich ebenfalls auf dem Keylogger. Es ist das früheste rekonstruierbare Datum. Der Keylogger kam also mindestens ein Jahr lang immer wieder in der taz zum Einsatz. Ob und gegebenenfalls wie lange er davor schon benutzt wurde, darüber lässt sich nur spekulieren.

Sebastian Heiser wurde dabei erwischt, wie er

den Keylogger von einem Computer abzieht. Aber ist er auch derjenige, der ihn benutzt hat? Was, wenn er gezielt diskreditiert werden sollte? Angenommen, der für seine Aufklärungsarbeit bekannte Kollege bekommt einen Hinweis darauf, dass der Keylogger an jenem Rechner steckt, will sich ein Bild machen, läuft hin, zieht den Stick ab – erwischt.

Es ist – auch im Sinne der Unschuldsvermutung – wichtig, diese und andere Szenarien zu durchdenken. Doch die Daten, die die EDV-Mitarbeiter rekonstruieren können, ergeben ein anderes Bild.

Sie werten nicht nur die Daten auf dem Stick aus, sondern unternehmen auch eine Suche in der Bandsicherung des Gesamtsystems. Jede Nacht, wenn die Rechner der Redaktion stillstehen, wird ein Backup sämtlicher Dateien erstellt. Falls es irgendwann zu einem großen Datenverlust kommen sollte, können so die Daten wiederhergestellt werden.

In dieser Datensicherung stößt ein EDV-Mitarbeiter auf vier Dateien, die denselben Namen tragen wie jene auf dem Keylogger: LOG.TXT. Entscheidend ist, wo sie liegen: In den Sicherungskopien des Benutzerkontos von Sebastian Heiser. Sie passen auch inhaltlich zu denen auf dem Stick.

Auch ist nachweisbar, dass die Mitschnitte des Keyloggers zum Teil an einem Rechner ausgelesen worden sein müssen, an dem zu dieser Zeit der Nutzer "heiser" angemeldet war. Zudem lässt sich rekonstruieren, dass geklaute Benutzerdaten zur Anmeldung im taz-System genutzt worden sind, als die ausgespähten Personen diese selbst gar nicht genutzt haben können.

Ein Beispiel: Am 4. November 2014 ist der Nutzer "heiser" den gesamten Tag über an seinem Rechner in der Berlin-Redaktion angemeldet. Um 18.26 Uhr meldet er sich ab. Noch in derselben Minute wird am selben Rechner der Benutzername einer Praktikantin zur Anmeldung verwendet. Sieben Minuten später meldet sich die Nutzerkennung der Praktikantin wieder ab. Die damalige Praktikantin sagt, dass sie sich niemals an diesem Rechner angemeldet hat. Ihr Benutzername und ihr Passwort finden sich aber unter den ausgespähten Daten.

Einen Tag später, am 5. November 2014, erscheinen von Sebastian Heiser zwei Texte, die aktuell vom Schreibtisch aus recherchiert wurden. Er war also den vorigen Arbeitstag über an seinem Platz. Wer außer ihm sollte sich am Abend mit einem gestohlenen Passwort in derselben Minute einloggen, in der er sich selbst abmeldet?

Ein anderes Beispiel: Der Rechner mit der Kennung sibylle.sonn.taz.de steht in einer versteckten Ecke im 6. Stock der taz-Redaktion. Am 12. Januar 2015 um 20.59 Uhr loggt sich dort jemand mit den Zugangsdaten einer Praktikantin ein, 44 Minuten dauert die Sitzung. Die Praktikantin selbst arbeitet allerdings zu diesem Zeitpunkt nicht mehr bei der taz, sie lebt auch nicht mehr in Berlin. Es ist

nicht das einzige Mal, das an diesem Rechner in den Abendstunden auf mutmaßlich ausgespähte Accounts zugegriffen wird. Sebastian Heiser kennt diesen Arbeitsplatz gut, er hat hier lange gearbeitet. Mehrere Kolleginnen erinnern sich heute daran, dass sie ihn abends wiederholt in Redaktionsbereichen gesehen haben, in denen er eigentlich nichts zu suchen hatte.

Auf dem Keylogger, der sich auch als normaler USB-Stick nutzen lässt, kann die EDV neben den LOG.TXT-Dateien auch zwei pdf-Dokumente rekonstruieren, die von Betroffenen stammen: Der Scan eines Reisepasses und ein Bewerbungsschreiben. Auf Heisers Rechner wird außerdem das geklaute Facebook-Profil einer Praktikantin gefunden, inklusive aller privaten Fotos und Mitteilungen.

Das ist die Geschichte, die die Daten erzählen, wie sie von der EDV der taz rekonstruiert werden konnten.

Was völlig ungeklärt ist: Ob diese Daten vollständig sind. Gab es vielleicht einen weiteren Keylogger? Das ist die Frage, die sich vielen mit dem Einbruch in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar 2015 stellt. Solange diese nicht beantwortet werden kann, ist es nicht möglich, das Ausmaß der Spähaffäre vollends zu ermessen. Eine Person könnte Aufschluss geben: Jene, die den Stick in der Redaktion benutzte.

Wer wurde ausspioniert?

Eine Sache beschäftigt nicht nur die Betroffenen in der taz: Das Motiv. Wurden gezielt vertrauliche Informationen abgegriffen und sind damit InformantInnen in Gefahr? Sollten Missstände in der taz aufgedeckt werden? Oder gab es ein anderes Motiv? Um die Hintergründe der Ausspähaktion zu ergründen, ist es wichtig zu erfahren, wer im Fokus stand.

In der Strafanzeige der taz vom Februar 2015 stehen die Namen von 16 betroffenen Personen. Es wird zudem erwähnt, dass auch Benutzerdaten des Beschuldigten auf dem Stick zu finden sind. Diese Liste wird später, auch im Zuge dieser Recherche, länger werden. Inzwischen ist klar: Mindestens 23 Personen sind von der Ausspähung direkt betroffen, 22 von ihnen konnten Benutzernamen und Passwörter, die der Stick mitgeschnitten hat, zugeordnet werden. Nicht ausgeschlossen, dass die Zahl größer ist.

Unter den 23 bekannten Personen sind vier Männer und 19 Frauen. Eine Handvoll Betroffener sind Sebastian Heisers direkte Vorgesetzte und Kollegen, mit denen er in der Vergangenheit Konflikte hatte. Die große Mehrheit sind junge Frauen, vor allem Praktikantinnen, die nur für wenige Monate bei der taz arbeiteten.

Für viele von ihnen war Sebastian Heiser der erste Redakteur, mit dem sie persönlich zu tun hatten. Er kümmert sich wie kein anderer Kollege um sie. Ihn können PraktikantInnen beim Mittagessen ausquetschen: Wie gelingt NachwuchsjournalistInnen der Berufseinstieg? Wie laufen die Dinge in der taz? Für den Geschmack mancher Praktikantinnen sucht er zu viel Nähe, aber auch nicht in einem Maße, das als grenzüberschreitend empfunden wird. Die meisten empfinden die Nachricht, mutmaßlich von ihm ausgespäht worden zu sein, als einen Schock.

Was erst im Mai 2016, im Zuge dieser Recherche, klar wird: Der Keylogger kommt auch bei einem taz-Panter-Workshop zum Einsatz, bei dem NachwuchsjournalistInnen in drei Tagen eine Zeitungsbeilage gestalten. Mitte März 2014 sind 20 TeilnehmerInnen zwischen 19 und 27 Jahren in der taz zu Gast. Ihr Thema: "Geheimnisse – Top Secret!" An einem der Computer, an denen sie arbeiten, steckt der Keylogger und zeichnet auf, was mindestens eine Workshop-Teilnehmerin und betreuende RedakteurInnen eintippen: Texte, Suchanfragen, Mail-Passwörter.

Auch in diesem Fall sind es nicht gerade Personen mit brisanten Informationen, an denen ein Nachrichtendienst Interesse haben könnte. Es sind auch nicht die, bei denen jemand Fragwürdiges innerhalb der taz herausfinden wollte. Allerdings sind es junge Leute, die im Rahmen des Workshops traditionell auch eine Party in seiner WG feiern. Sebastian Heiser ist bei vielen Panter-Workshops dabei und macht Fotos.

Noch während in der taz von einer "Spionageaffäre" zu lesen ist, festigt sich innerhalb der Redaktion das Bild, dass die Daten mutmaßlich nicht aus professionellen Motiven abgefischt wurden, sondern aus privaten. Diese Lesart wird auch in den damals veröffentlichten taz-Texten vorsichtig angedeutet. Zwar wird öffentlich weiter spekuliert, was hinter der ganzen Geschichte steckt, doch in der Redaktion atmen viele auf: Es ging wohl nicht um Informanten. Es ging wohl nicht um die taz als Presseorgan.

So sehr diese Version den Großteil der Redaktion entlastet, so sehr verstört sie vor allem die betroffenen Praktikantinnen. Zwar werden die meisten darüber informiert, dass sie betroffen sind. Doch es gibt keinen wirklich systematischen Umgang damit. Manche Betroffene erhalten eine E-Mail, viele von ihnen sind längst nicht mehr bei der taz. Mal ist diese etwas konkreter, mal etwas allgemeiner. Manche werden auch angerufen. Mal kommt die Information von der EDV, mal vom Ressortleiter oder dem Justiziar. Und einige ehemalige Praktikantinnen haben schließlich die Gelegenheit zu einem persönlichen Gespräch mit ihrem Ressortleiter. Wieder andere erfahren über KollegInnen, dass sie betroffen sind. Was ein mögliches Motiv der Ausspähaktion sein könnte, erfahren viele gar nicht.

Es sind turbulente Tage in der taz. Die Chefredaktion ist vor allem mit akuter Krisenbewältigung beschäftigt. Sie benennt einen Redakteur als Ansprechpartner für interne Kommunikation, aber

viele bekommen das nicht mit. Der Redaktionsrat, das gewählte Gremium der Redaktion, wird nicht von sich aus tätig. Die Geschäftsführung kümmert sich um Strafanzeige und Kündigung. In der Krise sind die Zuständigkeiten nicht ganz klar. So geraten ausgerechnet jene aus dem Fokus, die vor allem von der Ausspähung betroffen sind: Nachwuchsjournalistinnen am Anfang ihrer Berufslaufbahn. Heute sehen nicht alle, aber viele in der taz das als Versäumnis.

Einige Personen erfahren erst während dieser Recherche davon, dass auch sie von der Ausspähung betroffen waren. Eine Person hat das Wort Keylogger noch nie gehört. "Da tun sich ja Abgründe auf", sagt eine andere. Auch die TeilnehmerInnen des Panter-Workshops im März 2014 werden erst im Zuge dieser Recherche informiert, weil vorher nicht bekannt war, dass der Keylogger auch dort zum Einsatz kam.

Leute, von denen sich Daten auf dem Stick finden, sagen heute Sätze wie diese: "Die Informationspolitik war schlecht. Ich hätte mir gewünscht, noch mal irgendetwas von der taz zu hören." Oder: "Ich bin dann zur Gewerkschaft gegangen und habe mir dort Rechtsberatung geholt." Bis heute hat keiner der Betroffenen die Daten gesehen, die über ihn oder sie auf dem Stick gespeichert waren. Es hat sie laut EDV allerdings auch niemand von sich aus angefordert. Nun wurde den bekannten Betroffenen angeboten, dass sie die zu ihnen vorliegenden Daten auf Wunsch einsehen können.

In Bezug auf Sebastian Heiser sind die Meinungen sehr geteilt. Es gibt die blanke Wut, aber viele in der Redaktion haben auch Mitleid mit ihrem alten Kollegen. Sie sagen: "Er hat doch schon alles verloren, er ist genug gestraft." Einer, dessen Daten sich auf dem Stick wiederfanden, sagt: "Mir ist egal, ob er vor Gericht gestellt wird, aber er ist uns noch eine Erklärung schuldig." Eine andere Betroffene sagt: "Ich will keine Erklärung. Ich will, dass er juristisch zur Verantwortung gezogen wird." Und fast alle sagen: "Ich möchte wissen, was aus Sebastian Heiser geworden ist."

Auch deshalb gibt es diesen Text.

Was wurde aus ihm?

Sebastian Heiser hat bislang geschwiegen. KollegInnen und FreundInnen versuchen vom ersten Tag an, ihn zu erreichen. Per Mail, per Telefon – ohne Erfolg. Ob zwei Monate nach seinem Verschwinden oder ein Jahr später: KeineR seiner alten MitbewohnerInnen, FreundInnen und KollegInnen kann (oder will) sagen, wo Sebastian Heiser ist und was er heute macht.

Nicht zuletzt weil er so plötzlich abgetaucht ist und vermeintlich keine Spuren hinterließ, hält sich bis heute bei einigen in der taz die Vorstellung, dass er im Auftrag eines Geheimdienstes gehandelt haben könnte.

Wir wollen ihm die offenen Fragen stellen. Wir

sind der Ansicht, dass die Betroffenen, die KollegInnen in der taz, aber auch ihre GesprächspartnerInnen und InformantInnen, die LeserInnen und GenossInnen einen Anspruch darauf haben, zu erfahren, was in der Sache mit journalistischen Mitteln in Erfahrung zu bringen ist. Es gibt da schließlich noch dieses Versprechen: aufklären, so weit irgend möglich.

Einigen im Haus geht diese Recherche zu weit. Andere sagen, die taz könne nicht über den Fall schreiben, weil sie doch selbst Teil der Geschichte sei. Am Ende setzt sich das Aufklärungsinteresse vieler Betroffener durch und das Selbstverständnis der taz, die anders als andere Medienhäuser einen offenen und kritischen Umgang auch mit internen Belangen pflegt.

Die Recherche dauert einige Wochen, schließlich lässt sich rekonstruieren, was Sebastian Heiser seit dem 18. Februar 2015 gemacht hat.

An jenem Mittwoch, als er die taz verlässt, leiht er sich das Handy einer Mitbewohnerin aus, versendet via SMS ein paar Lebenszeichen. Am frühen Donnerstagmorgen verschwindet er aus der WG.

Sebastian Heiser denkt bei seinem Verschwinden an alles. Er meldet sich in Berlin beim Bürgeramt ab ("unbekanntes Ausland") und richtet einen Nachsendeauftrag zu einem Postfachanbieter ein, der die Briefe einscannt und ihm online zur Verfügung stellt.

Die Stadt, die er sich zum Leben ausgesucht hat, ist angenehm und günstig, tropisches Wetter, freundliche Menschen. Finanziell dürfte er ohnehin nicht allzu große Sorgen haben: Einige Zeit vor seinem Abtauchen sind in der Familie Erbschaftsangelegenheiten geregelt worden.

Bald bezieht Sebastian Heiser eine möblierte Wohnung, findet einen Job. Er arbeitet, wie er anderen erzählt, als Freelancer für ein großes Internetunternehmen, von zu Hause aus. Er hilft dabei mit, die Qualität von Suchergebnissen zu verbessern.

Die Begegnung

Er lebt jetzt in einem fernen Land, das kein Auslieferungsabkommen mit Deutschland unterzeichnet hat, als sei das, was er getan hat, ein Kapitalverbrechen. Auf § 202a StGB, das "Ausspähen von Daten", stehen maximal drei Jahre Haft- oder Geldstrafe. Geht es nur darum, der Strafverfolgung zu entgehen? Warum sonst lässt ein Mensch so abrupt alles hinter sich und zieht ans andere Ende der Welt?

Klar ist: Falls er in diesem Land bleibt, können die Staatsanwaltschaft Berlin, die eine Anklage gegen ihn vorbereitet, oder ein Richter in einem möglichen Prozess nichts ausrichten. Spätestens nach zehn Jahren, so sagen es die gesetzlichen Bestimmungen, wäre der Fall dann verjährt.

Eine Großstadt in Südostasien. Am Straßenrand werden Frösche vom Grill angeboten, in einem klimatisierten Café kostet ein Green Tea Latte umgerechnet 2,65 Euro. Auf den Straßen fahren Motorroller, Tuk-Tuks, auch viele SUVs.

Sebastian Heiser, heute 37 Jahre alt, lebt inzwischen seit mehr als einem Jahr hier. Weder die Stadt noch das Land sollen in diesem Text genannt werden.

Der Mann, den wir als Sebastian Heiser kennen, wohnt in einer ruhigen Straße. Zweites Obergeschoss, stuckverzierte Decken, Grünpflanzen auf dem Balkon. Er ist seinen Nachbarn kaum aufgefallen. Zumindest manche kennen ihn unter einem anderen Namen. Auch auf Facebook hat er sich ein Profil unter einem Decknamen zugelegt. Das Profilfoto zeigt nicht ihn, sondern einen Programmierer aus London

Es ist ein Tag Ende April 2016. Auf mehrfaches Klingeln am Tor reagiert er nicht, also klopfen wir direkt an der Wohnungstür.

"Sebastian?!"

Er öffnet die Tür, wir schauen uns an und schweigen einige Sekunden. Dann folgt ein kurzes Gespräch, das die Besonderheit dieser Recherche zeigt. Wir reden als Journalisten mit einem Beschuldigten. Aber wir reden auch mit einem ehemaligen Kollegen. Zumindest würden wir das gern tun.

Sebastian Heiser, lange Hose, weißes T-Shirt, wirkt dünner als zuletzt. Die wenigen Sätze, die er sagt, sind so präzise, wie wir es von ihm gewohnt sind. Er habe keine Lust auf ein Gespräch, sagt er. "Zur Sache gibt's bislang nichts zu sagen." Was heißt bislang? Er weicht der Frage aus. Und dann sagt er: "Das kommt jetzt alles sehr überraschend. Das muss ich erst mal sacken lassen." Er fragt, wie lange wir in der Stadt seien und ob wir eine Telefonnummer für ihn hätten. Wir schildern ihm, dass viele in der taz wissen wollen, wie es ihm geht. Und wir sagen, dass es Betroffene gibt, die ein Anrecht auf Antworten von ihm haben. Wolltet ihr nicht eure Nummer aufschreiben?, fragt er. Wir geben ihm einen Zettel mit zwei Handynummern.

Am nächsten Tag schreibt er eine SMS von seiner alten deutschen Nummer: "Mein Anwalt rät mir, mich während des derzeit laufenden Verfahrens nicht zu äußern. Grüße Sebastian". Wir schreiben ihm einen Brief, dass es auch jenseits der juristischen Dimension etwas zu bereden gäbe. Wir wollen wissen, ob es wirklich keinen einzigen Satz gibt, den er seinen alten Kollegen sagen kann? Er meldet sich nicht mehr.

Sebastian Erb ist Redakteur der taz.am wochenende. Er hat 2013 einige Monate gemeinsam mit Sebastian Heiser im Berlin-Ressort gearbeitet.

Martin Kaul ist taz-Redakteur. Er hat 2011 zusammen mit Sebastian Heiser die "Geheimpapiere der Atomlobby" veröffentlicht, die zeigen, mit welchen Strategien das Deutsche Atomforum Einfluss auf Politik, Wissenschaft und Medien nahm.

Auf dem Keylogger fanden sich keine persönlichen Daten der Autoren.

19. März 2015 ### Podiumsdiskussion in der taz. Inzwischen gab es ein Sicherheitstraining. Letzter Stand: 16 Personen wurden ausgespäht. ###

Empfohlen von Ilija Matusko, taz zahl ich: "Der Text schildert das ungewöhnliche und bewegende Schicksal eines Einsiedlers. Mich faszinierte dabei vor allem das Allgemeine, das Tragische der Figur, ihre Verwicklung in ein Drama von gesellschaftlichem Ausmaß: Normalität und Abweichung, Recht und Moral, Verbrechen und (absurde) Strafe - in diesem Stück ist alles drin."

Vom Wald in den Knast – und vom Knast in den Wald

Hans-Georg Baermann lebte Jahre als Einsiedler im Wald. Die andere Hälfte seines Lebens – über 20 Jahre – verbrachte er im Gefängnis: ein Mann, dessen Leben man instinktiv womöglich verurteilen möchte. Aber kann man das wirklich? Ein Lehrstück deutscher Rechtsgeschichte

von Alexander Krützfeldt

Was gibt es denn über mein Leben zu erzählen, es ist doch unspektakulär." Hans-Georg Baermann* sagt solche Sätze, weil er so denkt. Manche, die es hören, schütteln den Kopf: War das jetzt Spaß oder bitterer Ernst? Mehr als 20 Jahre saß Hans-Georg Baermann wegen hundertfachen Einbruchs hinter Gittern. Geklaut hatte er aber nur Milch, Kekse und Tabak, nie etwas von Wert. Die anderen Jahre, jene, die er lebte, wenn er gerade nicht im Gefängnis war, schlug er sich auf der Flucht vor der Gesellschaft durch die Wälder.

Und das ist unspektakulär?

Im Jetzt, im Heute, ist Hans-Georg Baermann ein alter Mann im Pflegeheim: Rollator, Rollstuhl, Griffe am Bett. Sein Zimmer: das Meisterstück eines Innenarchitekten, der versucht hat, das Innere einer Depression räumlich abzubilden.

Aber von vorne: Hans-Georg Baermanns Leben beginnt unter Vorzeichen, die wenig vielversprechend sind. Am 12. Mai 1939 wird er in Leverkusen geboren, elf Tage später verkündet Hitler, dass er beabsichtige, so schnell wie möglich Polen zu überfallen. Es folgt: der alles fressende Krieg.

Daheim

Als der vorbei ist, der 77-Jährige erinnert sich kaum, beginnen die Familien – auch die von Hans-Georg Baermann –, die Trümmer ihrer Häuser und ihrer alten Existenzen zu beseitigen. Neue Fundamente sollen gelegt werden. Bei den Baermanns gelingt das nicht richtig, denn der Vater stirbt, als Hans-Georg elf ist. Seine Mutter, nun völlig allein mit den zwei Kindern, verzweifelt. Sie beginnt mit dem Trinken. Fortan teilen sich die Kinder die Aufmerksamkeit mit dem Alkohol.

Baermann schließt die Hauptschule noch ab, 1954 ist das, und beschließt dann, weil ihm jede Art von Zuneigung fehlt, dass es besser ist, wenn er sich selbst um sich kümmert. Seine Schwester bittet ihn, zu Hause zu bleiben. Er hört nicht auf sie und läuft davon.

"Ich habe mir als Erstes Arbeit gesucht", sagt Hans-Georg Baermann und streicht sanft über die karierte Tagesdecke auf seinem Bett. "Ich war noch jung, vielleicht 16, aber damals hat das keinen interessiert." Er durfte direkt für einen Fuhrunternehmer in der Region Holz ausfahren. Schwere Arbeit. "Irgendwann kannte ich die Gegend dadurch aber eben sehr gut", sagt er. Das wird später im Leben noch wichtig werden.

"Geld gab es nicht viel, vielleicht 200 Mark?", sagt der 77-Jährige, dessen wenige Haare sich farblich nicht mehr von den kalten Stellen abheben, außer man blickt gegen das Licht.

"An den Wochenenden haben wir in unserer Gruppe immer so Sachen gemacht", sagt er. Sachen? "Ja, irgendwer hatte ein Auto, lud die Mädchen ein, es waren ja die Sechziger." Tanzen, Bluejeans. Elvis. Besatzungssoldaten.

Aber Abend für Abend rückt dabei eine Frage in den Vordergrund: Wie kann ich mir das alles überhaupt leisten?

"Îch hatte kaum Geld. Ich hatte zwar Arbeit, aber keine Ausbildung. Nichts. Die Mädchen waren als Sekretärinnen beim Rechtsanwalt tätig", sagt Hans-Georg Baermann, "meine Freunde hatten richtige Jobs. Dann hieß es immer: Hans-Georg, kommst du am Freitag wieder mit?" Aber Hans-Georg kann nicht mitkommen. Er will auch nicht. Nachdem ihm ein Freund irgendwann 50 Mark als Almosen zugesteckt hat, was ihm peinlich gewesen ist, gerade vor den Mädchen, da schwört er sich: Du wirst dich nie wieder einladen lassen, Hans-Georg. Nie wieder! Er tut also das, was er schon vorher geübt hat: weglaufen, den Kontakt abbrechen.

Jahrzehnte später wird ein Gutachter vor Gericht feststellen, dass Hans-Georg Baermann eine tief sitzende Angst vor Menschen und ihrer Gesellschaft hat. Aber: Da sind wir noch nicht.

Als der Fuhrparkunternehmer ihn rausschmeißt, die Gründe kenne er nicht, arbeitet er zeitweise als Dachdeckergehilfe, sagt Hans-Georg



Baermann. Noch weniger Geld, noch härtere Arbeit. Seine Schwester bekniet ihn: Komm zurück! Und er kommt und findet alles beim Alten vor: seine Mutter, den Alkohol. Trauer. Wut. Tiefe Enttäuschung. Er geht erneut, bricht den Kontakt ab, wird nie wieder zurückkehren. Ab jetzt heißt es: Hans-Georg Baermann gegen den Rest der Welt. Er hatte der Welt quasi noch eine Chance gegeben. Aber sie hatte ihn enttäuscht.

Im Wald

"Ich wusste nicht, wohin", meint er und stellt den Fernseher leiser, in dem gerade jemand versucht, ein neunteiliges Kochset an den Mann zu bringen. Shoppingkanal, 199 Euro. "Also lief ich in den Wald und dachte: So, hier bleib' ich jetzt."

Vermutlich hat sich so etwas jeder schon mal gedacht, aber bei Hans-Georg Baermann bleibt es nicht beim Denken. Die ersten Tage schlägt er sich passabel: "Ich suchte mir eine abgelegene Stelle, in der Nähe lag ein Bach, darauf hatte ich geachtet", erzählt er. "Aber das Wasser war sandig und nicht zu genießen."

Er steckt sich ein paar Lakritze aus der Tüte, die er im Schränkchen neben dem Bett hat, in den Mund. Obwohl sein Arzt doch gesagt hat, er solle keine Lakritze mehr essen – wegen des Blutdrucks. "Ein paar werden wohl nicht schaden", sagt er und gibt zu bedenken, dass er in körperlich bester Verfassung sei durch die harten Jahre in der Wildnis. Ein paar Lakritze seien da wohl drin. Und irgendwas, sagt Hans-Georg Baermann, werde man ja wohl noch selbst entscheiden dürfen.

Der Sommer 1968 endet, die Hippie-Bewegung erreicht mit Woodstock ihren Höhepunkt. Davon kriegt Hans-Georg Baermann, 28, nichts mit. Sein Problem ist im wahrsten Sinne des Wortes anderer Natur: Er hatte stets versucht, sich aus dem Wald zu ernähren, was nicht ging. Das Wasser im Bach etwa hatte er durch Kaffeefilter geleitet, die er sich in einer Siedlung besorgte. "Besorgt" war nicht das richtige Wort: Er hatte sie geklaut, genau wie den Kaffee, die Milch, die Packung Kekse, die Taschenlampe, die Konserven.

Natürlich ist es Unsinn, nur vom Wald leben zu wollen, das weiß auch Hans-Georg Baermann. Eines Tages kommt er auf seinen Streifzügen an einer Lichtung mit Parkplatz vorbei – er läuft dabei kreuz und quer, damit niemand sein Lager findet oder seine Spuren. Die Wanderungen zu den nächsten Häusern dauern Stunden. Manchmal läuft Hans-Georg Baermann die ganze Nacht.

Auf dieser Lichtung jedenfalls, an dem Parkplatz dort, stehen Ferienhäuser. Vor einem parkt ein Fahrzeug – der Firmenwagen einer Metzgerei. Mensch, denkt sich Hans-Georg Baermann, Jackpot, ob da wohl Würste und Räucherwaren drin sind? Er merkt schnell: Die Häuser sind nur an den Wochenenden bewohnt, wenn die Mieter nicht arbeiten müssen. In der Woche, nun ja, stehen sie leer. Verführerisch.

Baermann braucht nicht lange, um einzusteigen: "Die Dinger waren kaum gesichert", sagt er und isst noch ein Stück Lakritze, ein besonders großes, das er sorgfältig auswählt. "Ich habe mich auf zwei Dinge konzentriert: Keine Spuren oder Schäden machen, das wollte ich den Bewohnern nicht antun, und niemanden antreffen. Keine Waffen, keine Bedrohung. Ich bin ein netter Kerl – und ich hab nie jemanden umgebracht. Ich war nur auf der Suche nach Essen."

Seine Beute ist detailliert in den Akten aufgeführt: pfundweise Kaffee, Kekse, Fleisch, Würstchen, Brot, Eier, Milch. "Irgendwann besuchte ich einige Häuser doppelt, und die Leute stellten mir unter der Woche das Zeug sogar raus", sagt Baermann lachend. Er nahm es natürlich nicht, hätte ja vergiftet sein können. Waren die Tage sehr hart oder benötigte er etwas Anderes dringend, dann klaute er auch mal eine warme Herrenjacke, ein Päckchen Tabak, Schokolade, ein bisschen Schnaps.

"Die Taschenlampe musste ich klauen, weil es im Herbst so finster wurde", sagt Baermann. "Ich hab' auch ein Radio und diverse Batterien mitgehen lassen – und Bücher natürlich. Ständig Bücher. Immer wenn eines ausgelesen war, brauchte ich ein neues. Ganz allein in der Wildnis wirst du verrückt und hörst schnell Stimmen." Er habe ja niemanden zum Reden gehabt.

Ein weiterer Monat vergeht. Es wird kälter. Über Nacht ist der Herbst vorbeigezogen, die Pilze und Früchte des Waldes sind verschwunden. "Plötzlich kam der Schnee", sagt Baermann. "Und alles war weg: nichts mehr. Da war dann das Gewehr meine einzige Lösung – also hab ich's geklaut. Es hing in einem der Häuser, das wusste ich." Ein schwerwiegender Fehler, wie sich herausstellen sollte.

Baermann war lange Zeit im Schützenverein seines Heimatdorfs gewesen. Ein Tier zu töten, das war mit Vorkehrungen verbunden. Eines Abends steht das Reh, dieses eine Reh, aber plötzlich an seinem Lager. Wie auf dem Serviertablett. Baermann überlegt nicht und legt an, trifft es am Kopf, es schleppt sich durch den Wald. Baermann hinterher, immer dem Blut nach. Er macht kurzen Prozess.

Zurück im Lager versucht er, das Fleisch haltbar zu machen. Es ist zu viel auf einmal, zudem will er kein Feuer machen, um die Jäger nicht mit dem Lichtschein von den Hochsitzen in seine Nähe zu locken. Er beschließt, bis Silvester zu warten; denn Silvester, wenn die Leute Raketen schießen, da wird es doch nicht auffallen, wenn Hans-Georg Baermann ein Feuer macht. Er vergräbt das Reh im Boden, in der Hoffnung, die Kälte werde es konservieren. Schon nach wenigen Tagen ist das Fleisch mit grauen und glitschigen Stellen übersät. Und er hat Fieber, aber zum Arzt gehen kann er ja nicht. Er ist doch nicht mal versichert.

Also beschließt Hans-Georg Baermann, dass es keinen Sinn mehr hat; dass er aufhören muss; dass er sich stellen wird. Das Töten hatte ihn zum Nachdenken gebracht: Keine Gewalt, das war immer sein Prinzip gewesen. Jedenfalls hatte er geglaubt, dass es sein Prinzip gewesen war – und dass er so etwas wie Prinzipien hatte. Baermann erschrickt vor sich selbst. Und er weiß: Die Kälte wird ihn sicher umbringen.

Es kommt zur Gerichtsverhandlung; Baermann wird angeklagt wegen Wilderei und Diebstahl von Dingen in fast dreistelligem Wert mit zugehörigen Wohnungseinbrüchen. Obwohl er überwiegend Lebensmittel klaute, wie auch im Urteil erwähnt wurde. "Der Richter wusste gar nichts mit mir anzufangen", sagt Hans-Georg Baermann. "Der dachte: Ich bin irgendein Verrückter. Aber als die Sache mit dem Reh drankam, da wurde er richtig wütend: Er war nämlich Jäger."

Im Knast

Richter sprechen in einem solchen Fall von Gesetzen, die nicht zum Angeklagten passen – oder umgekehrt. Baermann war kein Krimineller im herkömmlichen Sinn: Er hatte zwar Straftaten begangen, aber mit allen Einbrüchen insgesamt keinen Schaden jenseits von ein paar hundert Mark verursacht – das Reh,

nun ja, das war eben ein Kollateralschaden gewesen. Das Problem: Anders als heute waren das Verständnis und die Forschung zu Resozialisierung im deutschen Rechtssystem damals noch nicht so ausgeprägt; Richter konzentrierten sich stärker auf die Taten, während heute eher die Umstände einer Tat und die individuelle Biografie eines Täters im Vordergrund stehen. Man wusste nichts mit Baermann anzufangen, weil man nicht wusste, was man mit ihm tun sollte: wegsperren, obwohl er der Gesellschaft nichts getan hatte? Man tat es. Ein bisschen hilflos. Vermutlich hoffte man, er würde es nicht wieder tun. Fehleinschätzung.

Im Gerichtsaal war es zu tumultartigen Szenen gekommen: Ein Mann, dem eines der Ferienhäuser gehörte, saß während der Verhandlung auf der Zuschauerbank. Baermann schildert, wie der Mann plötzlich aufstand und sagte, er wolle seine Anzeige zurückziehen. "Der Richter war irritiert", sagt Baermann. "Aber der Hausbesitzer schämte sich und sagte: Dieser Mann ist kein böser Mensch, er hat mein Haus nicht zerstört, meine Familie nicht bedroht – und auf die paar Würste und den Kaffee werde ich, der Besitzer eines eigenen Ferienhauses, gerade noch verzichten können."

Einige Geschädigte sind anders gestrickt. Sie hatten Elektrogeräte außer Haus gebracht und sie im Wald versteckt, um es Baermann anzuhängen. Die Polizei deckte den Versicherungsbetrug auf. Baermann hingegen kann man bis auf die paar Liter Milch, den Tabak, die Jacke, die Taschenlampe, die Wilderei und das Radio nichts nachweisen. Trotzdem summieren sich die Taten und Strafen, weil es so viele waren. Am Endesechseinhalb Jahre Gefängnis. Ohne Bewährung. In Handschellen verlässt Baermann den Saal.

Der frischgebackene Häftling weiß nicht, was "gute Führung" bedeutet oder "mildernde Umstände". Seine erste Haftstrafe sitzt er größtenteils in der Justizvollzugsanstalt Wilhelmshaven ab. Baermann erinnert sich an die Möwen. "Das war sehr schön, wenn sie einen morgens weckten", sagt er. "Und dann war es gleichzeitig wieder nervig." Das Meer konnte man nicht riechen. Das hatte er gehofft. Da war die Hotelbeschreibung wohl falsch gewesen.

Drei Tage legt man seine Klamotten vor die Zelle auf einen Stuhl im Gang. Nach drei Tagen gilt der "Gefängnisschock" als überstanden; die Wärter fürchten, dass sich Häftlinge mit ihrem Gürtel oder einem T-Shirt erhängen. Hans-Georg Baermann hat das nicht vor

Denn im Knast ist er plötzlich ein gefragter Mann. Die anderen Häftlinge verstehen schnell, dass sie bei dem Neuen auf Gold gestoßen sind: "Ich hab' viele Anfragen bekommen", sagt Baermann grinsend und reibt sein Bein, weil das Sitzen schmerzt. "Alle fragten mich, ob ich, wenn ich raus bin, für Jobs zur Verfügung stehe." Jemand, der die Erfahrungen von Hunderten Einbrüchen hat, mit dem wollen sie alle, klar. "Aber ich hielt mich fern", sagt Baermann. "Ich wollte keinen Ärger, meine Strafe absitzen und arbeiten."

Also geht Baermann arbeiten. Beteiligt sich. Er hilft zunächst in der Bäckerei aus und macht später Küchendienst. In seiner Freizeit brennt er mit den anderen Häftlingen Schnaps. Heizspirale aus der alten Kaffeemaschine ausbauen, die sie auf der Zelle hatten, Wasser durchlaufen lassen, fertig. "Schmeckt aber wirklich ganz, ganz fürchterlich", sagt Baermann, schüttelt sich und lacht, als gehöre Schnapsbrennen irgendwie zum Erwachsenwerden. Er hebt den Zeigefinger: "Kloppt aber total in den Kopp!"

Für den Schnaps sammelt Baermann auf dem Hof das herabgefallene Obst ein: "So kriegst du aus einem Eimer mit 20 Litern Brühe fast ein Gefäß Alkohol, so groß wie eine Ketchup-Flasche." Die Knastleitung ist auch nicht gerade dumm und nimmt den Häftlingen alles wieder ab. Die, die es nötig haben, trinken danach Rasierwasser. Baermann nicht. Er kooperiert mit dem Personal – und verhält sich ruhig.

"Nach sechseinhalb Jahren kam ich dann raus, stand mit meinem Pappkarton und den paar Dingen, die ich besaß, vor der Gefängnismauer", sagt Baermann. "Ich hatte die gesamte Strafe abgesessen, und, wie ich heute weiß, deshalb auch keinen Bewährungshelfer. Niemand gab mir Tipps. Und. Na ja …" Er schaltet die Dokumentation im Fernsehen aus – das Leben der Alaska-Seelachse vor der Zeit als Fischstäbchen, frei und jung und voller Glück. "Dann bin ich eben wieder in den Wald. Was sollte ich denn machen. Von Sozialhilfe oder so wusste ich nichts."

Bis ins Jahr 2000 sitzt Hans-Georg Baermann im Wald und dann wieder im Gefängnis. Wald. Und Gefängnis. Manchmal wollte er gar nicht früher raus, weil er wusste, dass er draußen wieder in der Wildnis kämpfen müsste. Da blieb er dann lieber im Gefängnis. 32 Jahre ging das so. Die meiste Zeit davon ist in Akten dokumentiert. Einiges fehlt. Auch Bilder seiner Kindheit, Details, wann er wo war, das hat er in der Zeit seines Nomadenlebens unterwegs verloren.

Seine letzte Verurteilung aus dem Jahr 2000 wird zur Bewährung ausgesetzt: Hans-Georg Baermann sei "allein, hilflos und lebensunfähig", habe "Schwierigkeiten, Behördengänge zu erledigen". Er findet einen Begleiter, seinen Rechtsanwalt, den er sehr gern hat. Außerdem, sagen die Richter, habe Baermann nun genug Strafe abgesessen, es sei völlig überzogen, einen Menschen wegen derlei geringen Schadens so lange einzusperren – überzogen im Sinne der Resozialisierung.

In Freiheit

Hans-Georg Baermann, 77, tritt ans Fenster. Er kriegt wenig Besuch, aber er wollte selbst hierher ins Heim. Allein in einer Wohnung, das traute er sich nicht mehr zu. Vor seinem Fenster ist nicht der Wald, kein sattes Grün oder der Geruch von Bäumen und feuchtem Moos. Es sind nur viele weitere Fenster, mit weiteren Zimmern des Pflegeheims, die genauso aussehen und in denen Leute vor dem Fernseher sitzen. "Heute bin ich sehr dankbar", sagt Baermann leise. "Hätte ich früher gewusst, welche Leistungen mir der Staat stellt, ich hätte mein Leben anders geführt. Ich war ein Idiot."

Er dreht sich um, milde lächelnd, der Mund ein Strich. Fröhlich oder traurig?

"Manchmal denke ich", sagt Hans-Georg Baermann, "wenn ich hier meine Essensration kriege, mich abmelden muss, wenn ich in die Stadt möchte, die kranken Leute sehe, die Pfleger mir sagen, was gut für mich ist, und ich stundenlang allein in meinem Zimmer sitze und an die Decke starre: Ist dieser Ort nicht auch ein Gefängnis?" Dann, sagt er, würde es aber sein letztes sein.

^{*} Name geändert

Empfohlen von Nicola Schwarzmaier, Digitale Transformation: "Der Text 'Bitte, Papa' hat mich besonders berührt, weil Marlene Halser sich ihrem Vater schonungslos nähert. Sie schafft es, ihn weder zu schützen noch bloßzustellen, sondern einen intimen Einblick in ein etwas aus der Bahn geratenes Leben zu gewähren."

Bitte, Papa

Irgendwann muss man für seine Eltern sorgen. Was aber, wenn sie das nicht wollen?

Von Marlene Halser

Am Weihnachtsabend vor einem Jahr war klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Mein Vater hievte sich auf den Beifahrersitz meines Wagens. Der Geruch, der von ihm ausging, ließ mich das Fenster herunterkurbeln. "Bist du das?", fragte ich ihn. Mein Vater schaute ertappt. "Der Boiler ist kaputt", sagte er. "Mit kaltem Wasser badet es sich so schlecht." "Wie lange schon?", fragte ich. "Schon eine ganze Weile", sagte er. Dann fuhren wir los.

Mein Vater ist 72 Jahre alt, und würde man ihn nach objektiven Kriterien beurteilen, müsste man wohl sagen, dass er verwahrlost ist. Bis ich es geschafft habe, dieses Wort zu verwenden, hat es zwei Jahre gedauert.

Irgendwann kommen fast alle Kinder an den Punkt, an dem sich das Verhältnis zu ihren Eltern umkehrt. Er kommt oft unvermittelt. In einer Gesellschaft, die von Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und der Sehnsucht nach Freiheit geprägt ist, bringt uns niemand bei, was zu tun ist, wenn die eigenen Eltern es nicht mehr alleine schaffen, ganz egal, ob Alter und Krankheit sie schwächen oder ob es wie bei meinem Vater die Armut ist, die das gewohnte System zum Einsturz bringt. Ich musste das lernen. Ich lerne immer noch

Anfangs ging es nur ums Geld. Eigentlich war mein Vater längst alt genug, in Rente zu gehen. Den kleinen Schreibwarenladen hatte er 2003 aufgegeben und sich einen Traum erfüllt. Er war wieder aufs Land gezogen. Raus aus der engen Dreizimmerwohnung in München-Milbertshofen, in der ich aufgewachsen war und die mein Vater nach der Scheidung alleine bewohnt hatte, zurück in das Haus seiner Eltern.

Ein kleiner Einsiedlerhof mit Scheune und Stall, der nach dem Krieg ein paar Schweinen und einer Kuh Platz geboten hatte und auf dem meine Großmutter bis in die achtziger Jahre Hühner hielt. Hinter dem Haus wachsen knorrige Obstbäume in den Himmel. Die Bina, ein schmaler Bach, trennt den Grund von der Landstraße, die die niederbayerischen Ortschaften Aich, Hilling und Bonbruck verbindet.

Für meinen Vater, der mit 17 Jahren ohne ein Wort des Abschieds abgehauen war, ist dieses Haus immer ein Sehnsuchtsort geblieben. "Eines Tages ziehe ich wieder aufs Land." Diesen Satz habe ich als Kind ziemlich oft gehört.

Nun lebte er also dort. Statt aber die Vorzüge seines Alterswohnsitzes zu genießen, fuhr er nach wie vor jeden Tag mit einem klapprigen Mercedes-Sprinter nach München, um Kurierfahrten zu erledigen. Er wollte mit den paar hundert Euro aus dem Job Schulden abbezahlen, eine fünfstellige Summe, die einem mit knapper Rente unbezwingbar vorkommen muss – irgendwie schaffte er es aber, noch mehr anzuhäufen.

Seit ich mich erinnern kann, hat mein Vater über seine Verhältnisse gelebt. Alle zwei Jahre leaste er ein neues Auto. Einen Kombi oder einen Jeep-Verschnitt, wegen der Waren, die er für seinen Kiosk einkaufte – aber auch, weil das ein stattliches Auto ist. Mein Vater war auf seine Wagen immer sehr stolz. Er belieh das Haus seiner Eltern und nahm einen Kredit nach dem anderen auf. Die Ehe meiner Eltern zerbrach am ständigen Streit über Geld.

Comics und Schnaps: Er pachtete Kiosk um Kiosk

1958, als er als junger Mann nach München kam, heuerte mein Vater als Bauarbeiter an. Für die Deutsche Schlafwagengesellschaft bereiste er ganz Europa. Er scheint das Leben damals sehr genossen zu haben. Der Junge vom Dorf, der die Schule nur bis zur neunten Klasse besucht hatte und dessen Jugend aus Elvis-Presley-Platten, Motorrollern und der Eroberung der schönsten Frau im Petticoat bestanden hatte, reiste nun bis nach Hamburg oder Sizilien, amüsierte sich auf der Reeperbahn, aß frische Pasta und trank italienischen Wein.

Heute zeugen alte Bilder von dieser Zeit – und Postkarten verflossener Liebschaften, die ich im Grundschulalter in seinem Nachtkästchen fand. Auf einem Schwarz-Weiß-Foto sieht man einen jungen Mann mit gegelter Haartolle im weißen Feinrippunterhemd, eine Zigarette in der Hand, der lachend mit seinen Kumpels in einem leeren Abteil zecht.

Ich habe dieses Bild immer gemocht, weil es mich meinem Vater so nahebringt. Die Lust am Abenteuer, die Begeisterung für Nacht und Rausch, all das habe ich sehr gern von ihm geerbt. "Wäre ich bei der Bahn geblieben, hätte ich jetzt ausgesorgt", sagt mein Vater heute oft. Damals aber wollte er selbstständig sein.

Also eröffnete er 1976 mit meiner Mutter, die er im selben Jahr geheiratet hatte, ein Wirtshaus, und als meiner Mutter die schwere Arbeit zu viel wurde, pachtete er Kiosk um Kiosk, um dort Zeitschriften, Comics, Zigaretten, Gummischlangen und Schnaps in kleinen Flaschen zu verkaufen. Viel

eingebracht hat ihm das nie. Meine Mutter hielt das Geld zusammen.

Doch nach der Scheidung 1992 ging es für meinen Vater finanziell bergab. Als er das Inventar des letzten Ladens an seinen Nachfolger verkaufte, bevor er aufs Land zog, machte er noch mal ordentlich Miese. Deshalb verdingte er sich mit knapp siebzig Jahren als Kurierfahrer.

Mein Vater, das kann man wohl so sagen, hat sich selbst in eine desaströse Lage gebracht.

Das Ausmaß der finanziellen Katastrophe, in der er sich befand, offenbarte er mir nur sehr zögerlich, Rechnung für Rechnung und Brief um Brief – und als es längst zu spät war, um etwas abzuwehren.

Im Nachhinein frage ich mich oft, wo ich war, als mein Vater all diese falschen Entscheidungen traf. Ich muss dann feststellen: Überall, nur nicht bei ihm. Ich hatte lange studiert und die Freiheiten, die ein Magisterstudium bot, ausgekostet. Statt ständig zu lernen, ging ich auf Reisen und statt an meinem Lebenslauf zu feilen, stand ich nachts hinterm Tresen. Nach etlichen Praktika und einer Journalistenschule schlug ich mich schließlich als freie Journalistin durch. An meinen Vater habe ich damals keine Sekunde gedacht. Womöglich ist, wer selbst noch mitten in der Entwicklung steckt, dazu auch nicht in der Lage. "Vierzig ist das neue Dreißig", haben wir unter Freunden oft gesagt - in dem Gefühl, für alles, was mit Stabilität und Erwachsenwerden zu tun hat, noch unendlich viel Zeit zu haben.

Jetzt musste ich auf einmal Verantwortung übernehmen, weil man Vater sich zusehends weniger erwachsen benahm.

Zuerst war es nur die Steuererklärung, die er mich bat, für ihn auszufüllen. "Ich sehe nicht mehr so gut", sagte er damals. "Aber ich sage dir, was du hinschreiben musst."

Das Verhältnis zu meinem Vater war immer schon gut und schwierig zugleich. Ich teile seinen Wunsch nach Unabhängigkeit und einem Leben, das wild ist, außergewöhnlich und ein bisschen heldenhaft. Der Pragmatismus, die Vernunft und buchhalterische Kleinlichkeit meiner Mutter, die ihn in seinen Ehejahren vor dem finanziellen Ruin bewahrt hatten, waren auch mir oft fremd.

Trotzdem war er lange ein Mann, vor dessen cholerischen Ausbrüchen ich mich als Kind fürchtete. Als er meiner Mutter kurz nach der Trennung aus Eifersucht ein blaues Auge schlug, sprach ich viele Jahre kein Wort mit ihm und drückte den Hörer auf die Gabel, wenn er am anderen Ende der Leitung war.

Mit Mitte zwanzig nahm ich wieder Kontakt zu ihm auf, unser Verhältnis war ein anderes geworden. Er hatte die Kontrolle über mich verloren und war nicht mehr Vater im eigentlichen Sinne. Ich hatte gelernt, alleine zurechtzukommen.

Dass der Mann aber, den ich lange Zeit als stark und übermächtig empfunden hatte, jetzt, mit siebzig, plötzlich Hilfe brauchen könnte, fiel mir dennoch schwer zu akzeptieren. Ich fühlte mich schlicht nicht zuständig, so wie er auch längst nicht mehr für mich zuständig war.

"Brauchst du Geld, Papa?" Er lachte, wie so oft. "Ja"

Gut zwei Jahre muss es wohl her sein, als ich ihm am Telefon diese eine Frage stellte. Brauchst du Geld,



Papa? "Ja", sagt er einfach nur und lachte. Wie so oft. Humor ist für meinen Vater eine Lösung, die auf alles passt. Mit seiner Antwort habe ich trotzdem nicht gerechnet.

Dann brachte er seine Rechnungen – und meine Panik wuchs. Mahnungen von der Telekom für einen Festnetzanschluss, der nicht funktionierte, horrende Abschlagszahlungen vom Stromversorger, verursacht durch einen Elektroofen im Wohnzimmer, vom Finanzamt geschätzte Steuernachzahlungen. Und dazu die monatlichen Raten für die Bank, die ihm kaum Geld zum Leben ließen.

Gerne hätte ich einige der Rechnungen einfach beglichen. Aber ich war froh, wenn ich selbst über die Runden kam. Ich wohnte zur Untermiete in einer kleinen Einliegerwohnung und statt über die Gründung einer eigenen Familie nachzudenken, kam ich oft erst mittags aus dem Club. Ich fühlte mich wie eine Rettungsschwimmerin, die sich vorgenommen hatte, einen tonnenschweren Sack aus der stürmischen See zu ziehen und drohte, dabei gleich selbst zu ertrinken.

In meiner Not wandte ich mich an meine Mutter. Konnte Sie mir nicht einen Teil dieser Verantwortung abnehmen?

"Du solltest dich da am besten nicht einmischen", sagte sie, als sie mit steifem Rücken in meinem Flohmarktsessel saß und ich ihr von den Rechnungen erzählte. Ihre Stimme wurde immer schriller, "dein Vater hat sich schließlich selbst in diese Lage gebracht!" Seit der Scheidung haben meine Eltern nur das Allernötigste gesprochen.

Was meine Mutter in diesem Moment aber vergaß: Sie kann sich sehr wohl von ihrem Ehemann scheiden lassen, ich mich aber nur schlecht von meinem Vater.

"Du hilfst nicht ihm damit, sondern mir", versuchte ich sie zu überzeugen. Schließlich seufzte sie und verhinderte mit hochgezogenen Augenbrauen, dass meinem Vater der Strom abgestellt wurde. Sie beglich die wichtigsten Rechnungen. Gelöst war damit langfristig aber gar nichts.

Und weil ich in diesem Moment gemerkt hatte, dass es außer mir niemanden gab, der meinem Vater helfen wollte, stellte ich schließlich gemeinsam mit ihm eine Kostenrechnung auf und vereinbarte einen Termin bei der Schuldnerberatung. Der Mann, der uns im Rollkragenpullover in seinem kargen Büro empfing, war freundlich und wirkte betroffen. Mein Vater war zuvor extra beim Friseur gewesen. Nun knetete er sein ausgeblichenes Baseballkäppi im Schoß und beantwortete jede Frage. Die Lösung, die uns der Berater unterbreitete, schien ganz einfach. Weil mein Vater eine Rente unter dem Grundsicherungsniveau erhält, riet er ihm, seinen defizitären Kurierfahrerjob aufzugeben und Privatinsolvenz anzumelden. Auf einen Schlag wäre er so die Forderungen seiner Gläubiger los. Der einzige Haken: Das Haus müsse zur Tilgung der Schulden an die Bank fallen.

"Wenn ich aus diesem Haus ausziehen muss, dann sterbe ich", sagte mein Vater, als er mit unsicheren Schritten das Büro der Schuldnerberatung verließ.

Das Haus ist ein Teil von ihm geworden. Dort kommt er her, dort will er bleiben. Eine weitere Station hat er für sein Leben nicht vorgesehen.

Hatte ich das Recht, für ihn Entscheidungen zu treffen?

Er wolle, sagte er also, die Schulden, die er gemacht hatte, abbezahlen. Das gebiete ihm sein Anstand – auch dann, wenn ich, wie ich immer wieder beteuerte, kein Problem damit hatte, die Schulden und damit auch das Erbe nach seinem Tod abzulehnen. Er habe sich das genau ausgerechnet. "Wenn ich die nächsten zehn Jahre meine Raten zahle, hab ich es geschafft." In zehn Jahren würde er über achtzig Jahre alt sein.

Nach dem Besuch bei der Schuldenberatung begann ich vor der Situation davonzulaufen. Ich war wütend, weil er das Notwendige nicht anerkennen wollte. Vor allem aber fühlte ich mich unfassbar allein. Mit Freunden über die Situation zu sprechen, fiel mir schwer. Niemand schien ein ähnliches Problem zu haben. Im Gegenteil: Meist waren deren Eltern rüstige Rentner, die es im Leben zu bescheidenem Reichtum gebracht hatten und ihren Lebensabend nun mit Wandern, Golf spielen und Reisen zubrachten – genau wie meine Mutter.

Ich hatte mir schon immer Geschwister gewünscht. Aber noch nie so sehr wie jetzt.

Wann beginnt eigentlich der Moment, in dem sich die Kinder wieder um ihre Eltern kümmern müssen und nicht mehr andersherum? Gilt das erst, wenn Eltern krank und pflegebedürftig werden? Oder fällt auch selbstverschuldete finanzielle Not, gepaart mit Sturheit, in diese Kategorie? Sollte ich versuchen, meinen Vater finanziell zu unterstützen und mich damit womöglich selbst gefährden? Oder musste er die Dringlichkeit seiner Lage selbst begreifen?

Ich vergrub mich in Arbeit, ging aus, fuhr in Urlaub. Ich wollte nicht über ihn und seine Misere nachdenken – aus Angst, dass diese Verantwortung viel zu groß sein könnte. Ich hatte aus gutem Grund bislang keine Kinder bekommen.

Dann kam der Weihnachtsabend, an dem er zu mir ins Auto stieg und diesen Geruch mitbrachte. Den Kurierfahrerjob hatte er inzwischen verloren. Die Schulden aber waren noch da.

In meiner kleinen Münchner Wohnung drückte ich ihm ein Handtuch in die Hand und schickte ihn unter die Dusche. Als er nach sehr langer Zeit wieder aus dem Bad kam, wusste ich, dass es so nicht weitergehen konnte, dass ich sein Problem zu meinem machen musste. Die Frage war nur: wie?

Hatte ich das Recht, Entscheidungen für ihn zu fällen, auch solche, die ihm nicht gefielen? War das vielleicht sogar meine Pflicht?

Das alte Haus, das er bewohnt, ist über die Jahre mehr und mehr verfallen. Jedes Mal, wenn mein Vater die Haustüre öffnet, bröckelt der Beton aus dem Mauerwerk. Das Abzugsrohr des alten Wamsler-Ofens in der Küche, den man noch mit Holz befeuern muss, ist kaputt, sodass die Wände von Küche und Wohnzimmer vom Ruß ganz schwarz geworden sind. Die beiden Katzen, die meinem Vater die einzige Abwechslung bieten, schnurren und haaren vor sich hin. Und die Weberknechte, die das Haus bevölkern, breiten ihre Spinnweben an den Wänden aus. Zum kaputten Boiler kam schließlich ein Wasserrohrbruch und in der Folge eine Rechnung des Wasserwirtschaftsamtes, die auch in die Tausende ging.

Mir wäre es am liebsten gewesen, mein Vater wäre in eine Sozialwohnung im Ort gezogen. Dort hätte er, fast blind, die Nerven im rechten Bein von der Diabetes angegriffen, alle nötigen Geschäfte in unmittelbarer Nähe gehabt. Stattdessen hackt er nach wie vor Holz, um es im Winter warm zu haben, tastet sich über die steilen Treppen des Hauses und entziffert die Nummern auf seinem Handy mit einer Lupe. Briefe vom Amt kann er mithilfe des Vergrößerungsglases nur noch entziffern, wenn er damit ins Freie geht oder die Sonne durch die Fenster scheint. Abends sieht er fern, "Gute Zeiten, schlechte Zeiten", oder sitzt mit den Katzen im dunklen Zimmer und denkt nach. Was er sonst so treibt – ich weiß es nicht.

Selbst wenn ich ihn zur Privatinsolvenz zwingen wollte: Konnte ich das überhaupt? Rein rechtlich? Wollte ich, wie mir Verwandte immer wieder rieten, meinem Vater das einzige nehmen, was ihm geblieben war: seine Freiheit, selbst über sein Leben entscheiden zu können.

"Da ist viel Wärme", sagte die Therapeutin über

Ich war trotz allem seine Verbündete, schon immer gewesen, sein kleines Mädchen, die Tochter, auf die er stolz ist und auf deren Wort er etwas gibt – vielleicht gerade deshalb, weil ich so lange wütend auf ihn war. Der Gedanke, dieses Gefühl, seine Liebe, aufs Spiel zu setzten, tat mir weh.

Vielleicht, dachte ich, bin auch ich es, die mit der Situation zurechtkommen muss. Mein Vater hatte sich ja, allen Entbehrungen zum Trotz, in seinem Leben eingerichtet: Seit er kein Auto mehr hat, fährt er mehrmals in der Woche mit dem Bus in die nächste Ortschaft zum Einkaufen, kocht seine Mahlzeiten, so gut es geht, auf dem alten Herd in der Küche und ist trotz des wenigen Geldes, das er zur Verfügung hat, der Feinschmecker geblieben, der er immer war.

Ab und zu berichtet er mir, wie er aus nur wenigen Zutaten eine gute Suppe, einen Braten oder eine Nudelsoße zubereiten kann. Einsam scheint er sich nicht zu fühlen. Auf einen Freundeskreis, wie er mir so existenziell und wichtig erscheint, hatten weder meine Mutter noch mein Vater je großen Wert gelegt. Und nachdem die beiden Beziehungen, die mein Vater nach der Scheidung eingegangen war, wenig erfreulich geendet hatten, schien er ganz gern alleine zu sein. Er hatte ja die Katzen

Weil ich wissen wollte, warum es mir so schwer fiel, seine Situation ohne Angst zu betrachten, ging ich zu einer Therapeutin, die ich schon seit Jahren kannte. Oft hatte sie mir im Gespräch geholfen, klarer zu sehen. Ihr Zimmer unter dem Dach und der Schaukelstuhl unter der Schräge, in dem ich immer saß, waren mir vertraut.

Wir sprachen vor allem über das gute Verhältnis zwischen mir und meinem Vater. Für viele ist er "ein blöder Hund", wie man in Bayern sagt. Seine älteren Geschwister haben ihn oft so genannt. Ein wirklich ernstes Gespräch mit ihm zu führen, ist nicht leicht. Meist antwortet er in Kalauern. Und kommt man ihm mit einem guten Rat zu nahe, kann er sehr aufbrausend sein. Vor allem aber wittert mein Vater hinter jedem gut gemeinten Angebot ein Komplott.

Fragt man ihn, warum er sicher ist, dass ihm die Nachbarn, Bruder und Schwester, Stiefsohn und wer weiß noch alles, etwas Böses wollen, kann er sein Misstrauen nur mit vagen Andeutungen begründen. Wen man um etwas bittet – so seine Überzeugung – dem wird man zur Last. Und wer einem einen Gefallen tut, will später etwas dafür, sei es nur: sich einmischen. Also lässt mein Vater niemanden an sich heran – außer mich.

"Du bist die einzige, auf die er hört", sagen seine Geschwister seit Jahren zu mir.

Während ich im Schaukelstuhl wippte, wurde mir bewusst, warum das so ist: Ich bin die einzige, die ihn so nimmt, wie er ist, die es nicht besser weiß und sein Leben nicht in den Kategorien "normal" und "nicht normal" bemisst. Als ich davon erzählte, wusste ich plötzlich sehr genau, dass ich ihn genau darum zu nichts zwingen darf. Er würde einen Verbündeten verlieren. Und ich auch.

"Da ist so viel Wärme zwischen Ihnen", sagte die Therapeutin am Ende der Sitzung. "Behalten Sie sich das gute Gefühl." Danach ging es mir besser. Ich wollte das gute Gefühl behalten. Also lud ich das Auto eines schönen Sommertages voller Papiertüten mit Biokost und ökologisch abbaubaren Putzmitteln und fuhr die knapp neunzig Kilometer zu ihm.

Vier Tage wollte ich bleiben, ihm bei seinen Erledigungen helfen, ihn verstehen und so herausfinden, was er wirklich braucht und was ich für ihn leisten kann.

Vielleicht ist es am wichtigsten, dass ich einfach mal für ihn da bin, dachte ich.

In meiner Erinnerung – und vermutlich auch in der meines Vaters – war die Küche hier früher ein warmer, behaglicher Raum gewesen.

Als meine Großmutter noch lebte, wirbelte sie hier in einer blauen Kittelschürze, die Haare unter einem Kopftuch versteckt, zwischen dem Bratrohr und den auf dem Herd dampfenden Kochtöpfen umher, buk Dampfnudeln, schnitt Pfannkuchen zu dünnen Streifen als Einlage für die Suppe und übergoss die eingeritzte Kruste des Schweinebratens im Rohr in regelmäßigen Abständen mit heißem Wasser.

Jetzt war die Küche eine Art Geisterort: die Schränke und die Tassen und Teller darin ganz schwarz; die wenigen Lebensmittel standen aufgereiht neben den Katzenfutterdosen auf der Anrichte.

Zwei Tage putzte ich, weil ich sonst in all dem Dreck nicht kochen konnte. Ich schrubbte über die Fließen und über Schranktüren. Generationen von Töchtern haben das in den vergangenen Jahrzehnten für ihre alleinstehenden Väter wohl so gemacht. Ich aber betrat Neuland, als ich mir die grünen Gummihandschuhe überstreifte, Wasser und Spülmittel in einem Eimer mischte.

Bislang, das fiel mir dabei auf, hatte sich mein Leben ganz um mich gedreht. Meine Eltern waren nur Statisten, die mich zwar nach Kräften unterstützten, mir nicht zu viel dreinreden sollten und die – so nahm ich an – gänzlich unabhängig von mir funktionierten.

Seit der Scheidung waren wir alle drei Einzelkämp-

fer. Nur schien mein Vater mittlerweile nicht mehr allein kämpfen zu können.

Als die Küche einigermaßen bewohnbar war, kochte ich ihm eine deftige Suppe, die wir an einer Bierbank draußen im Hof aßen. Wir lachten über seine albernen Witze, die ich seit Jahren kannte. Danach fuhren wir in das nächste Dorf, um in der Gemeinde über den Verkauf von einem Teil seines Grundstücks zu verhandeln und um einige Besorgungen zu machen.

Als es langsam zu dämmern begann, waren wir wieder zu Hause und schürten gemeinsam das Feuer im Ofen an. Ich ging gerade die Vorräte durch und überlegte, was wir zu Abend essen konnten, als mein Vater plötzlich wirr zu reden anfing. Wie jemand, der – bereits im Einschlafen begriffen – noch versucht, auf Fragen zu antworten, dessen Gedanken aber längst in einem Traum gefangen sind.

"Was ist denn los?" fragte ich und muss dabei ängstlich geklungen haben. "Ich muss Insulin spritzen", sagte er, nun selbst nervös, "gib mir bitte die Kanülen." Er nestelte bereits an der Verpackung der Nadel herum, mit der er sich in den Finger stechen und einen Bluttropfen erzeugen muss, um den Blutzuckerspiegel mithilfe eines elektronischen Geräts messen zu können.

Vier Tage wollte ich bei ihm sein. Nach zweien ging ich

Als er sich die Injektion in die Bauchfalte gejagt hatte, atmeten wir auf. Meine Zuversicht jedoch, dass ich meinem Vater den größten Gefallen tue, wenn ich ihn nur regelmäßig besuche, war verflogen.

In diesem Moment hatte ich nur noch Angst, ihn zu verlieren, dass er sterben würde, allein und ohne dass es jemand mitbekam. Plötzlich hielt ich die Enge, die Kälte und den Dreck nicht mehr aus.

Ich reiste ab, obwohl ich noch zwei Tage hatte bleiben wollen. In meiner eigenen, kleinen Wohnung hatte ich mich noch nie so wohl gefühlt wie an diesem Abend.

Einige Wochen später rief ich eine Familienkonferenz bei meinem Onkel ein. Gemeinsam saßen wir in der geräumigen Wohnung meines Onkels und seiner Frau in einem Vorort südlich von München und aßen Ratatouille. Ich hatte mittlerweile den Plan gefasst, es mit einer Art Haushälterin zu versuchen, die das Haus ein wenig auf Vordermann bringen sollte und regelmäßig nach ihm sehen. Vielleicht würde mein Vater eine gänzlich fremde Person, die für diese Aufgabe bezahlt würde, akzeptieren. Nur wer eine solche Haushälterin bezahlen sollte, war nicht klar. Also schlug ich vor, die Kosten mit den engsten Verwandten meines Vaters zu teilen. Alle schwiegen betreten.

Nein, Geld wolle man nicht bezahlen, erklärte mir meine Tante. Schon einmal habe man meinem Vater Geld geliehen – und es nie zurückbekommen.

Einige Wochen später telefonierte ich mit einer älteren Dame, die nicht weit von meinem Vater entfernt wohnt. Nachbarschaftshilfe, dachte ich, das könnte es sein. Menschen, die bereit sind, anderen ehrenamtlich oder für wenig Geld zu helfen. "Mit schwierigen Fällen komme ich gut zurecht", sagte die Frau, die am Telefon sehr fröhlich und pragmatisch klang.

"Bitte, sag ja", sagte ich wenig später zu meinem Vater. "Tu es für mich. Ich bin so weit weg und ich mache mir Sorgen um dich."

"Okay", sagte mein Vater nach einer längeren Pause. "Ab Januar kann sie kommen, wenn dir das so wichtig ist." Manuel Schubert, Verlagsredakteur Print und Online: "Als jemand der aus Brandenburg kommt war Polen, waren unsere Nachbarn drüben zwar immer irgendwie da, keine Frage. Aber mehr auch nicht. Ganz im Gegenteil zu Vietnamesen, Russen, Türken, Österreichern und Schwaben, die der Mehrheitsgesellschaft ihren Stempel längst aufgedrückt und diese bereichert haben. Emilias Text öffnete mir die Augen dafür, warum meine, deine, unser aller Nachbarn, die Polen nie wirklich spürbar wurden. Und weshalb das eigentlich verdammt schade ist."

Ich bin wer, den du nicht siehst

Die größte Gruppe, die nach Deutschland einwandert, sind Polen. Das merkt keiner, weil sie sich unsichtbar machen. Unsere Autorin ärgert das

Von Emilia Smechowski

Es war der 17. Juni 1988, als wir einen polnischen Abgang machten, wobei ich erst viel später verstand, was das heißt, und auch, dass der Ausdruck uns Polen ein bisschen beleidigen soll. Aber in dieser Nacht von Freitag auf Samstag war es tatsächlich so: Wir hauten einfach ab, grußlos.

Wir waren etwa fünfzig Kilometer gefahren, raus aus dem grauen Plattenbau, raus aus Wejherowo, als meiner Mutter das Wörterbuch einfiel. Sie hatte es auf dem Bügelbrett liegen lassen, Deutsch-Polnisch, Polnisch-Deutsch. Tränen rannen über ihre Wangen, wie so oft in diesen Tagen unserer Flucht. Was, wenn es uns verrät? Die ganze Aufregung, die Lügen, alles umsonst?

So begann das neue Leben meiner Eltern, und somit auch meins und das meiner Schwester. Mit Angst.

Vielleicht erklärt diese Angst, warum meine Eltern, als sie es tatsächlich nach Deutschland geschafft hatten, fast genauso weitermachten: bloß nicht auffallen. Unsere Leitfrage der kommenden Jahre lautete: Wie machen es die Deutschen? So machten wir es auch.

Wer Strebermigranten studieren will, der kann uns als Musterfamilie nehmen. Meine Eltern, beide Ärzte, bekamen Arbeit, wir lernten Deutsch, mein Vater stieg auf, meine Mutter weniger, wir bauten ein Haus. Wir fuhren erst einen Mazda, dann einen BMW, dann einen Chrysler, und später eine Limousine von Audi. Ich besuchte ein humanistisches Gymnasium, lernte Klavier und Ballett, mit Polen wollte ich erstmal nichts zu tun haben, ich ging nach Paris und Rom.

Erst viel später, als ich erwachsener wurde, fielen sie mir auf: all die Polen in Deutschland. Meine Generation, Anfang dreißig, die im Kindesalter mit ihren Eltern eingewandert war. Top integriert, erfolgreich, sie wirkten fast deutscher als die Deutschen.

Ich war wie sie

Jetzt interessiert sich sogar die Wissenschaft für uns

Heute gibt es kein Volk, das zahlreicher nach Deutschland einwandert, als wir Polen es tun. Seit Jahren schon. Nur: Als Migranten sieht man uns kaum. Wir sind unsichtbar. Wir sind quasi gar nicht mehr da, so gut gliedern wir uns ein.

Nun interessiert sich deshalb die Wissenschaft für uns. Dissertationen werden geschrieben, Bücher. Studien vergleichen uns mit anderen Migranten und stellen fest: Wir lernen die Sprache schneller. Wir studieren öfter. Integrieren uns besser in den Arbeitsmarkt. Heiraten eher Deutsche als Polen. Polnische Mädchen schneiden in der Schule sogar oft besser ab als ihre deutschen Freundinnen. Wir sind die Champs.

Wie Chamäleons haben wir gelernt, uns in der deutschen Gesellschaft zu verstecken.

Die Studien klingen, als sei das ein Erfolg. Als würden sich Menschen ernsthaft wünschen, lieber nicht gesehen zu werden.

In der Nacht unserer Flucht, als ich auf der Rückbank unseres kleinen Fiat Polski saß, wusste ich gar nicht, dass es so etwas wie Ausland gibt. Ich war fünf und konnte mir nicht verzeihen, dass ich Tomek nicht gefunden hatte. Am Nachmittag hatte meine Mutter gesagt: "Wir fahren in den Urlaub, nach Italien."

Ich rannte auf den Hof mit den verrosteten Teppichstangen, an denen wir manchmal turnten. Ich wollte mich verabschieden, von meinem besten Freund. Lief hin zu dem Sandkasten, in dem wir, zwei Jahre nach Tschernobyl, endlich wieder spielen durften. Kein Tomek. Und ich weiß nicht, ob ich ahnte, dass wir nie zurückkehren würden, aber als meine Mutter mich ins Auto setzte, fing ich an zu heulen. Es ist meine einzige Erinnerung an unsere Flucht. Diese Panik, mich unbedingt verabschieden zu wollen. Und dann einfach wegfahren zu müs-

sen, ohne Tschüs zu sagen. Beziehungsweise: "pa". 1988, als wir beschlossen zu fliehen, hieß es in der deutschen Politik noch immer: Deutschland ist kein Einwanderungsland. Die Ausländer, die schon seit Jahrzehnten da waren, waren ja nur Gastarbeiter. Also Gäste. Und Gäste reisen irgendwann wieder ab.

Mein Vater buchte einen Zelturlaub in Rimini. Dass wir nach Westberlin wollten, wo mein Onkel schon lebte, behielten meine Eltern für sich. Nur die Großeltern wussten Bescheid.

Während ich an Tomek dachte, ruckelte und zuckelte unser Fiat durch die Nacht, die Schlaglöcher auf Polens Landstraßen waren fast so groß wie unser Auto. Meine Eltern schwiegen.

Die Grenze zur DDR passierten wir einfach. Dann kam die zweite. BRD. Wir sahen sie schon von Weitem. Es war drei Uhr nachts, als sich vor uns ein riesiger Tempel aus gleißenden Strahlern erhob. Drei Beamte liefen auf uns zu und winkten uns zur Seite. Sie befahlen uns auszusteigen. Meine Mutter hob meine schlafende Schwester hoch, und mit mir an der Hand lief sie zum Toilettenhäuschen nebenan. Mein Vater blieb allein zurück.

Wir ließen unsere Identität an der Grenze

Meine Mutter ist schon immer ein sehr ängstlicher Mensch gewesen, sie ist es bis heute, und ich kann mir kaum ausmalen, wie sich das für sie angefühlt haben muss. Da standen wir nun, mit einem Bein im alten, mit dem anderen im neuen Leben, als diese bewaffneten Männer anfingen, unseren Kofferraum zu durchsuchen und die Sitze hochzuheben.

Sie fanden nur Badeanzüge, Handtücher und ein Zelt.

Als wir wieder losfuhren, hörte es plötzlich auf zu ruckeln, als hätte jemand Butter auf den Asphalt geschmiert. Dafür fuhren wir jetzt im Kreis, wie in einem Schneckenhaus, es ging gar nicht mehr geradeaus! Mein Vater verlor die Orientierung und meine Mutter schrie: "Fahren wir jetzt etwa wieder zurück?"

Es war der erste Satz, den meine Eltern sprachen, seit wir aus Wejherowo raus waren, und sie lachten erleichtert, als sie begriffen, dass diese Straßenschnecke lediglich dazu diente, sie auf die erste Autobahn ihres Lebens zu führen. Nach Westberlin.

Wir ließen den Eisernen Vorhang, den Stillstand, das System, das unsere Freiheit so willkürlich einschränkte, hinter uns. Nun mussten wir es schaffen.

Ob Kriegsflüchtlinge aus Syrien oder Arbeitsmigranten aus Südeuropa – die meisten Einwanderer haben heute den einen Wunsch: irgendwann wieder zurückzukehren. Wir wollten nicht zurück. Vielleicht fiel es uns deshalb so leicht, unsere Identität an der Grenze zu lassen.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie damals ausgereist sind, sagt mein Vater, er wollte sich nie wieder einsperren lassen, und meine Mutter sagt, sie wollte, dass wir Töchter bessere Chancen hatten.

In Polen gab es keine. So wie es keine Babynahrung in den Läden gab, keine Möbel, kein Fleisch. Es sei denn, man hatte Geduld – oder Kontakte in den Westen. Während ihres Medizinstudiums hat-



ten meine Eltern Alkohol einfach selbst destilliert.

Nach dem Studium, als beide schon Anästhesisten waren, arbeiteten sie rund um die Uhr, es reichte trotzdem gerade für einen mittleren Standard. Wohnung: Platte. Küche und Auto: von den Großeltern. Dieses eine Wort gab es in Polen nicht: Aufstiegsversprechen.

Der einzige Lichtblick waren die Päckchen, die ein deutscher Freund meines Opas schickte. Mit Kaffee, Schokolade, und dem größten Schatz, den meine Mutter sich vorstellen konnte: dem Burda-Katalog. Unsere Kleider waren immer genäht "jak w Burdzie". Wie bei Burda.

In unseren ersten Tagen in Westberlin kamen wir bei dem Onkel unter. Wir verkauften unseren Fiat Polski für 1.000 Mark. Dann zogen wir um, ins Lager. Eine große Halle in Berlin-Neukölln, eigentlich gedacht für Obdachlose, aber, weil in diesen Jahren so viele von uns kamen, wurde sie auch für Aussiedler geöffnet. Überall Eisenbetten und Plastiktüten, es roch nach Schnaps, und meine Schwester und ich krallten uns an den Beinen unserer Mutter fest.

"Ihr könnt hier nicht bleiben", sagte mein Vater, und fuhr uns zurück zum Onkel. Er selbst schlief wochenlang in der Halle, damit wir den Platz behielten

Mein Vater hatte in Polen seine Bücher zurückgelassen, Goethe, Mann, Dostojewski. In Deutschland hatte er nun Putzdienst und schrubbte Klos und Flure.

Die ersten Wochen liefen wir fast stumm herum

Ein Fernsehteam kam und fragte meine Eltern auf englisch, was sie sich am meisten wünschten. M ein Vater sagte: Er würde gern das Ganze, die Flucht, die Ankunft hier, so schnell wie möglich vergessen. Meine Mutter sagte, sie werde erst wieder glücklich sein, wenn sie wieder alles hat, was sie hatte aufgeben müssen: Arbeit, Wohnung, Auto.

In diesen ersten Tagen in Deutschland dämmerte es ihnen: Hier ankommen werden sie nur, wenn sie anders werden, als sie sind.

Und ausgerechnet die Nazis hatten dafür gesorgt, dass ihnen das leichter fiel als anderen.

Wie viele Polen im Sozialismus, hatten auch meine Eltern nach einem "deutschen Großvater" gesucht, der Eintrittskarte in den Westen. Sie fanden ihn. Mein – durch und durch polnischer – Urgroßvater hatte bei der Reichsbahn gearbeitet und sich in die "Deutsche Volksliste" eintragen lassen. Denn als die Nazis gemerkt hatten, dass es schier unmöglich ist, alle Polen auszulöschen, um das Land zu "germanisieren", beschlossen sie, die übrigen Polen irgendwie zu Deutschen zu machen. Mein Urgroßvater galt somit als Deutscher und wir waren, auf dem Papier und ohne einen einzigen deutschen Verwandten zu haben: Aussiedler. Unser Ticket in eine neue Welt. Meine Familie spricht bis heute nicht gern darüber.

Statt für Fleisch, stellten sich meine Eltern nun morgens um 5 Uhr für Papiere an. Krankenkasse, Monatskarte, Begrüßungsgeld, als Aussiedler bekamen wir die Luxusbehandlung.

Mein Vater konnte es nicht fassen. Ohne jemals einen Pfennig in die deutsche Arbeitslosenversicherung eingezahlt zu haben, bekamen beide Arbeitslosengeld. Meine Eltern hatten den Eindruck, sie schuldeten diesem Land nun etwas. Auch der Sprachkurs im Goethe-Institut war, wie für alle Aussiedler, kostenlos. Neunzig Prozent sprachen damals kein Wort Deutsch.

In den ersten Wochen liefen wir mehr oder weniger stumm durch die Gegend, denn meine Eltern hatten beschlossen: Auf deutschen Straßen sprechen wir deutsch. Dafür wiederholte meine Mutter ihn danach umso öfter, einen ihrer ersten deutschen Sätze. "Pass auf!"

Wenn ein Mensch von einem Land in ein anderes zieht, kommt zu all den Rollen, die er in seinem Leben einnimmt, eine weitere. Er ist nun nicht mehr nur Arzt, Vater, Literaturliebhaber, sondern auch: Einwanderer. Je mehr Rollen, sagen Forscher, desto mehr Spannungen. Vielleicht haben meine Eltern einfach beschlossen, diese Spannung zwischen zwei Kulturen so klein wie möglich zu halten. Sie legten die Rolle der Polen ab. Und büffelten dafür umso mehr für die der Deutschen.

Auf meinem Pass prangte jetzt kein weißer, sondern ein schwarzer Adler. Aus der polnischen Emilka Smiechowska war die deutsche Emilia Smechowski geworden.

Unsere Namen ändern, das, was von Geburt an immer bleiben sollte – einen größeren Schnitt hätten wir nicht machen können.

Manche Flüchtlinge warten jahrzehntelang auf die Papiere, die bestätigen, was schon längst ihre Wirklichkeit geworden ist: Sie sind Deutsche. Sie wissen, wie man in Deutschland lebt. Bei mir war es andersherum.

Ich war Deutsche, bevor ich wusste, dass man sich in Deutschland Schokolade aufs Brot schmieren kann. Bevor ich wusste, dass die deutschen Lebensmittelläden Aldi heißen. Dass dort die Regale nie leer sind. Und dass man in der Kirche die Hostie in die Hand statt in den Mund gelegt bekommt.

Als Turbo-Deutsche mühten wir uns ab, dem, was auf dem Papier stand, zu entsprechen. Dieses Land wies viele Menschen ab, uns sah es als Deutsche. Hätten wir in dieser Situation die Hand heben sollen und sagen: Aber wir bleiben trotzdem auch polnisch. okay?

Neben der Obdachlosenhalle in Berlin-Neukölln gab es noch ein anderes, ein kleineres Haus. Dort hatte jede Familie ihr eigenes Zimmer. Und eine Familie war ausgezogen.

Mein Vater kaufte die billigste Flasche Whiskey, die er finden konnte, machte sich auf zum Pförtner und schob sie ihm rüber. Der schaute ihn verdutzt an. Dann schob er sie wieder zurück. "Wir machen sowas nicht in Deutschland", sagte er. "Hier regelt man die Dinge anders."

Wir bekamen das Zimmer. Einfach so.

Meine Eltern lernten Deutsch.

Wir gingen bei Aldi einkaufen.

Ich spielte mit alten Stücken aus Pappe.

Wir waren glücklich.

Wir wurden immer mehr.

In den achtziger Jahren kamen eine Million Einwanderer nach Deutschland, davon 800.000 Aussiedler. Mit dem Fall der Mauer wurden es noch mehr. Heute leben etwa 4,1 Millionen Menschen in Deutschland mit Aussiedler-Status, darunter etwa zwei Millionen Polen. Wir sind, nach den Türken, die zweitgrößte Migrantengruppe. Während die Türken Deutschland eher wieder verlassen, stehen wir seit Jahren an der Spitze der Einwanderungsstatistik.

70.000 Polen kamen im Jahr 2013 unterm Strich nach Deutschland. So steht es im aktuellen Migrationsbericht der Bundesregierung.

Und doch haben wir keinen Cem Özdemir, keine Aydan Özoguz im Bundestag, es gibt keinen Verband, der für uns spricht, und wenn der Deutsche schnell was auf die Hand will, holt er sich ganz sicher keine Piroggen um die Ecke.

Klar, wir sind auch nicht die Protagonisten in Büchern eines Thilo Sarrazin, wir sind es nicht, die Zehntausende Dresdner dazu treiben, "Wir sind das Volk!" zu rufen.

Nicht mehr.

Emilie Mansfeld kam wie ich als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland. Heute arbeitet sie als Politologin bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. "Durch den Verzicht aufs Polnische haben wir einen Teil unserer Identität verloren. Der Begriff mag angestaubt sein, aber er trifft es noch immer: Migranten sind Brückenbauer. Wir aber haben die Brücke hinter uns gleich abgerissen", sagt sie.

Der große Wagen ist noch oben

Kennen Sie den noch?

"Eine kurze Anzeige mit drei Lügen: Anständiger Pole mit eigenem Auto sucht Arbeit."

Oder den?

"Woran merkt man, dass noch kein Pole im All war? Der große Wagen ist noch oben."

Noch einen?

"Wann gibt es in Polen Weihnachten? Zwei Tage, nachdem in Deutschland Bescherung war."

Harald Schmidt hat diese Witze erzählt, der große Entertainer des deutschen Fernsehens. In den neunziger Jahren war das. Das war die Stimmung.

Da waren wir schon längst raus aus dem Heim, hatten fünf Zimmer, Küche, Bad bezogen, unsere erste Sozialwohnung. Sogar einen Balkon gab es, mit einem grünen Belag, der aussehen sollte wie Rasen. Am ersten Abend saßen wir auf dem hellen Teppich im leeren Wohnzimmer und aßen Brot mit Philadelphia.

Andere Flüchtlinge im Heim kauften vom Geld, das ihnen der Staat gab, sofort Fernseher und Stereoanlage. An unserem ersten deutschen Weihnachten gab es einen Plastikbaum und etwas Lametta. Wir tranken aus ausgewaschenen Senfgläsern. Wir fuhren mit unserem Sozialticket U-Bahn. Nach Polen fuhren wir erstmal nicht. Keiner von uns ahnte, dass nur ein Jahr später der Eiserne Vorhang fallen sollte.

An 9. November 1989 sahen meine Eltern die Gesichter im Fernsehen. Die Flaggen. Dieses Jetztist-alles-wieder-möglich-Gefühl. Deutschland war wieder vereint. Meinen Eltern machte das wieder: Angst.

Mein Vater fing in einem Krankenhaus an, meine Mutter in einem anderen, wir gingen in den Kindergarten. Ihren Kollegen erzählten sie nicht, wie sie bisher gelebt hatten. Es fragte auch keiner.

Mein Vater staunte, wie niedrig die Differenz zwischen seinem Gehalt und dem Preis für ein Auto war. In Polen musste er etliche Jahre auf etwas sparen, das es dann oft gar nicht gab. Die Butterpreise schwankten manchmal von einem Tag auf den anderen um das zwölffache. Jetzt wartete er vier Monatsgehälter und kaufte einen grauen Mazda, schnell und geschmeidig wie eine Raubkatze.

Nur eine 2 plus? Wie konnte das denn passieren?

Wenn wir andere Polen im Supermarkt hörten, rollten wir noch immer mit den Augen. "Nur weil ich Polen im Ausland treffe, heißt das ja nicht, dass sie meine Freunde werden müssen", sagte mein Vater. Deutsch bedeutete Erfolg und Geld. Polnisch bedeutete Armut. Und etwas Dreck.

Mit aller Macht wollten wir verhindern, dass man auf uns herabsah.

Mit sieben wurde ich eingeschult. Meine Mutter wiederholte es wie das Vaterunser: "Du musst dich mehr anstrengen als die deutschen Kinder." Wenn ich mit einer 2 plus nach Hause kam, legte sich ihre Stirn in Falten. Wo denn das Problem gewesen sei?

Zahnpasta mit Erdbeergeschmack. Benjamin Blümchen. Eis in der Form eines Buntstifts. Wurst in der Form eines Bärchens. 4You-Schulranzen. Levi's-leans.

Urlaub in Schweden. Urlaub auf Capri.

Aktien. Schiffsanteile, um Steuern zu sparen.

Wir wollten Freiheit. Und bekamen Kapitalismus.



Es gab auch die Sommer, wie sie schon immer waren. Wir Schwestern mit unseren Großeltern, in unserem Wald in Polen, unser Zelt, unsere zwei Seen, unsere Birken, unser Moos, unser Feuer.

Unsere Eltern blieben in Berlin. Arbeiten.

Das bisschen Arbeitslosengeld, das sie bezogen hatten, hatten sie tausendfach mit Steuern zurückgezahlt. Die Rechnung war beglichen.

Meine Mutter stand nervös in der Küche, als sie deutsche Freunde zum Essen einlud. Was sollte sie kochen? Es gab dann Tomate mit Mozzarella, Lasagne und Tiramisu. Von Piroggen hatte sie genug.

Mittlerweile besaßen wir einen 3er BMW in Grünmetallic. Diese Blicke, wenn wir damit durch polnische Dörfer fuhren. Wir parkten auf bewachten Parkplätzen, natürlich, und mein Vater befestigte die Lenkradsperre. Unser neues Leben wurde beäugt. Von Fremden, aber auch von Tanten, Onkels, Kusinen, die in Polen geblieben waren.

In Deutschland schämten wir uns dafür, arme Polen zu sein. In Polen schämten wir uns dafür, reiche Deutsche zu sein. Wir fühlten uns wie die Wölfe im Schafspelz.

Ist das der Preis einer Integration? Die Unsichtbarkeit? Die Scham?

"Tja", sagt der polnische Historiker Robert Traba. "Die Generation Ihrer Eltern, die damals zu Hunderttausenden nach Deutschland kam, litt unter einem Minderwertigkeitskomplex. Sie hatte das Gefühl, etwas aufholen zu müssen, was die Deutschen ihnen voraus hatten. Der Druck, so zu werden wie die Deutschen, war groß. Sie haben sich nicht integriert, sondern assimiliert. Assimilation aber führt ins Nichts."

Heute belächeln wir diesen Minderwertigkeitskomplex und gründen Kulturvereine wie den "Club der polnischen Versager". Damals konnten Deutschland und Polen unterschiedlicher kaum sein. Sozialismus und Kapitalismus, Arm und Reich, Grau und Glitzer. Wer schämte sich da nicht, als Grauer?

Meine zweite Schwester wurde geboren. Meine Eltern kauften ein Grundstück. Mit Garten. Sie stritten sich jetzt öfter. Meine Mutter wollte Designerstühle, mein Vater fand sie zu bunt.

In der Schule sprachen wir zum gefühlt zehnten Mal über das Dritte Reich. Lasen "Jakob der Lügner" und "Als Hitler das rosa Kaninchen stahl". Lasst mich endlich in Ruhe mit diesen bescheuerten Nazis! Der Lehrer schaute irritiert. Ach, war die nicht aus Polen? Tja, dachte ich, jetzt fragst du dich, wie viele aus meiner Familie vergast wurden.

Dabei interessierte mich das Thema brennend. Politik überhaupt. Nur konnte ich nichts anfangen mit dem kollektiven Schuldgefühl der Deutschen. Was sie wohl in polnischen Schulen lehrten?

Denkt ein Deutscher an Italien, sieht er Pizza. Denkt ein Deutscher an Polen, sieht er das Tor von Auschwitz.

Bismarck, Hitler, Vertriebene. Brandts Kniefall in Warschau. Meine beiden Länder waren vor allem durch Schuld und Sühne verwoben. "Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz", hat neulich unser Bundespräsident gesagt. Genau das war lange Zeit mein Problem.

Wir waren das Auschwitz in Deutschland, die Opfer im Täterland. Und wollten uns als solche lieber nicht zu erkennen geben, vierzig Jahre nach Kriegsende. In Deutschland war doch jetzt so vieles anders, was sollten wir da in alten Wunden rühren. Lieber werden wie die Deutschen. Weg mit dem Unterschied.

In den USA ist das anders. In allen größeren Städten gibt es polnische Communitys, polnische Feste, polnische Läden. Und ob man samstagabends Piroggen oder Ribs essen geht, entscheidet lediglich der Appetit, nicht die Geschichte. Es gibt sie nicht zwischen Polen und den USA, nicht so.

Ich fing an zu studieren. Ging ins Ausland. Und fing mit der Zeit an, ein kleines Spiel zu spielen. Ich tanzte zwischen den Kulturen, bediente mich mal dieser, mal jener Identität, je nachdem, wie es besser passte. Auf deutschen Formularen hatte ich keine Lust auf Nachfragen und gab gar nicht erst meine polnische Herkunft an. Um Auslandsstipendien zu bekommen, schrieb ich seitenlange Motivationsschreiben über meine polnischen Wurzeln. Es hatte schizophrene Züge.

Sollte ich am Telefon meinen Namen buchstabieren, sagte ich "Siegfried Marta Emil Cäsar Heinrich Oskar Wilhelm Siegfried Kaufmann Ida" und ließ unkommentiert, wenn jemand mein akzentfreies Deutsch lobte.

Meine Eltern schämen sich noch heute, wenn sie merken, dass sie einen winzigen Grammatikfehler gemacht haben. Mein Vater ist mittlerweile Chefarzt. Je höher er aufsteigt, desto mehr muss er darauf achten, keine Fehler zu machen, sagt er. Meine Mutter verwechselt noch immer "der, die, das". Sie sagt "Witzbeutel", wenn sie Witzbold meint. Und "Tiefkultur" statt Tiefkühltruhe.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie sich so unsichtbar gemacht haben, sagt mein Vater, man schämte sich eben damals als Pole, und meine Mutter sagt, sie hatte Angst, es sonst nicht zu schaffen.

"Es ist verständlich, dass unsere Eltern so reagiert haben", sagt Katharina Blumberg-Stankiewicz. Als Politikwissenschaftlerin promoviert sie über die unsichtbaren Polen. "Aber man sieht, wie wir als zweite Generation darauf reagieren. Wir straucheln. Und holen uns irgendwann das Polnische zurück."

Manchmal steht, wer glaubt, sich entscheiden zu müssen, am Ende verloren da. Assimilation ist kein Ankommen, es ist ein Versteckspiel.

Der Versuch, mich zu de-assimilieren, führt mich nach Polen. Als ich beruflich zwei Monate in Warschau verbringe, fühlt es sich irgendwie schräg an. Ich bin erwachsen, schwanger, will arbeiten. Aber am liebsten würde ich mich mit meiner Oma an der Hand in der nächsten Bäckerei anstellen, für ein Mohn-Quark-Teilchen. Nur ist meine Oma mittlerweile tot.

Ich lese polnische Geschichtsbücher und polnische Lyrik, gehe in die Botschaft und will meine polnische Staatsbürgerschaft zurück. Nicht aus Prinzip. Ich will wählen gehen. Wie ich es in Deutschland seit dreizehn Jahren tue.

Als die CSU vorschlägt, wir Migranten sollten zu Hause besser deutsch reden, bringen wir unserer Tochter gerade bei, dass "spac" und "schlafen" das Gleiche bedeuten, dass "babcia" und "Oma" dieselbe Person ist.

Eine Initiative von polnischen Frauen, die sich "Zwischen den Polen" nennt, veranstaltet eine Weihnachtsfeier. Wir essen Mandarinen und reden über unseren Heiligabend zu Hause. Über das Extragedeck für den fremden Gast, das Warten auf den ersten Stern, darüber, wie wir die große Oblate geteilt haben.

Bin ich jetzt rückwärtsgewandt? Konservativ? Oder lebe ich einfach nur mein eigenes Multikulti?

Deutschland, so heißt es, ist das zweitbeliebteste Einwanderungsland der Welt geworden. Die Politik hat sich ein Wortungetüm ausgedacht, um all die Angekommenen zu vereinen. Aber auch wir "Menschen mit Migrationshintergrund" wissen nicht, wie wir lieber genannt werden wollen. "Neue Deutsche"? "Menschen mit ausländischen Wurzeln"? "Hybride Identitäten"?

Egal, welches Label wir uns geben: Den Unterschied lässt es nicht verschwinden.

Soll es auch nicht. Ich will als Frau die gleichen Rechte wie ein Mann, das gleiche Gehalt, die gleichen Aufstiegschancen. Das heißt doch aber auch nicht, dass ich ein Mann sein will.

Ich habe heute wieder zwei Pässe – und will mich nie wieder entscheiden müssen. Ich bin weder "neue Deutsche" noch "alte Polin". Was bitte ist mit dem Dazwischen? Noch immer scheint ethnische Vielfalt ein Symbol für gescheiterte Integration zu sein. Wo keine homogene Masse zu sehen ist, wo man die Migranten als solche erkennt, muss etwas falsch gelaufen sein.

Die Polen als Vorbild der Integration? Hätten sich alle Migranten so "integriert" wie wir, würden wir in Deutschland nur Schweinsbraten oder Grünkohl mit Pinkel essen und uns im Theater langweilen.

Die gehen ins Ausland, sind polnisch und stolz darauf!

Danzig, Breslau, nochmal Warschau. Ich schreibe über polnische Obdachlose und die boomende Wirtschaft. Sehe Hipster und Hochhäuser und spreche mit Jugendlichen und denke: Die kennen den polnischen Minderwertigkeitskomplex gar nicht! Die gehen ins Ausland und sind polnisch und stolz drauf!

Mein Heimatland hat sich verändert. Wie kein anderes aus dem ehemaligen Ostblock hat es den Systemwechsel geschafft – aus eigener Kraft. 2009 war es das einzige Land in Europa, das trotz Eurokrise ein

Wirtschaftswachstum zu verzeichnen hatte. Das britische Magazin Economist schrieb: Seit dem 16. Jahrhundert war Polen nicht mehr so wohlhabend, friedlich, vereint und einflussreich.

Polen wird heute bewundert, nicht belächelt. Und wir?

Haben diese Entwicklung nur aus der Ferne beobachtet. Uns ist nun auch dieses Land ein bisschen fremd geworden.

Meine Mutter hat noch immer 50 Eier im Gepäck, jedes Mal, wenn sie in Polen war. Ein Ei ist dort mittlerweile genauso teuer wie hier.

Meine Schwester hat einen Deutschen geheiratet und heißt jetzt anders.

Mich kostet es noch immer Überwindung, polnisch über den Spielplatz zu rufen.

Sprachlich sei er irgendwie heimatlos geworden, sagt mein Vater. Er spricht jetzt seine Muttersprache mit deutschem Akzent. Es war der 17. Juni 1988, als wir einen polnischen Abgang machten, wobei ich erst viel später verstand, was das heißt, und auch, dass der Ausdruck uns Polen ein bisschen beleidigen soll. Aber in dieser Nacht von Freitag auf Samstag war es tatsächlich so: Wir hauten einfach ab, grußlos.

Wir waren etwa fünfzig Kilometer gefahren, raus aus dem grauen Plattenbau, raus aus Wejherowo, als meiner Mutter das Wörterbuch einfiel. Sie hatte es auf dem Bügelbrett liegen lassen, Deutsch-Polnisch, Polnisch-Deutsch. Tränen rannen über ihre Wangen, wie so oft in diesen Tagen unserer Flucht. Was, wenn es uns verrät? Die ganze Aufregung, die Lügen, alles umsonst?

So begann das neue Leben meiner Eltern, und somit auch meins und das meiner Schwester. Mit Angst.

Vielleicht erklärt diese Angst, warum meine Eltern, als sie es tatsächlich nach Deutschland geschafft hatten, fast genauso weitermachten: bloß nicht auffallen. Unsere Leitfrage der kommenden Jahre lautete: Wie machen es die Deutschen? So machten wir es auch.

Wer Strebermigranten studieren will, der kann uns als Musterfamilie nehmen. Meine Eltern, beide Ärzte, bekamen Arbeit, wir lernten Deutsch, mein Vater stieg auf, meine Mutter weniger, wir bauten ein Haus. Wir fuhren erst einen Mazda, dann einen BMW, dann einen Chrysler, und später eine Limousine von Audi. Ich besuchte ein humanistisches Gymnasium, lernte Klavier und Ballett, mit Polen wollte ich erstmal nichts zu tun haben, ich ging nach Paris und Rom.

Erst viel später, als ich erwachsener wurde, fielen sie mir auf: all die Polen in Deutschland. Meine Generation, Anfang dreißig, die im Kindesalter mit ihren Eltern eingewandert war. Top integriert, erfolgreich, sie wirkten fast deutscher als die Deutschen.

Ich war wie sie.

Jetzt interessiert sich sogar die Wissenschaft für uns

Heute gibt es kein Volk, das zahlreicher nach Deutschland einwandert, als wir Polen es tun. Seit Jahren schon. Nur: Als Migranten sieht man uns kaum. Wir sind unsichtbar. Wir sind quasi gar nicht mehr da, so gut gliedern wir uns ein.

Nun interessiert sich deshalb die Wissenschaft



für uns. Dissertationen werden geschrieben, Bücher. Studien vergleichen uns mit anderen Migranten und stellen fest: Wir lernen die Sprache schneller. Wir studieren öfter. Integrieren uns besser in den Arbeitsmarkt. Heiraten eher Deutsche als Polen. Polnische Mädchen schneiden in der Schule sogar oft besser ab als ihre deutschen Freundinnen. Wir sind die Champs.

Wie Chamäleons haben wir gelernt, uns in der deutschen Gesellschaft zu verstecken.

Die Studien klingen, als sei das ein Erfolg. Als würden sich Menschen ernsthaft wünschen, lieber nicht gesehen zu werden.

In der Nacht unserer Flucht, als ich auf der Rückbank unseres kleinen Fiat Polski saß, wusste ich gar nicht, dass es so etwas wie Ausland gibt. Ich war fünf und konnte mir nicht verzeihen, dass ich Tomek nicht gefunden hatte. Am Nachmittag hatte meine Mutter gesagt: "Wir fahren in den Urlaub, nach Italien."

Ich rannte auf den Hof mit den verrosteten Teppichstangen, an denen wir manchmal turnten. Ich wollte mich verabschieden, von meinem besten Freund. Lief hin zu dem Sandkasten, in dem wir, zwei Jahre nach Tschernobyl, endlich wieder spielen durften. Kein Tomek. Und ich weiß nicht, ob ich ahnte, dass wir nie zurückkehren würden, aber als meine Mutter mich ins Auto setzte, fing ich an zu

heulen. Es ist meine einzige Erinnerung an unsere Flucht. Diese Panik, mich unbedingt verabschieden zu wollen. Und dann einfach wegfahren zu müssen, ohne Tschüs zu sagen. Beziehungsweise: "pa".

1988, als wir beschlossen zu fliehen, hieß es in der deutschen Politik noch immer: Deutschland ist kein Einwanderungsland. Die Ausländer, die schon seit Jahrzehnten da waren, waren ja nur Gastarbeiter. Also Gäste. Und Gäste reisen irgendwann wieder ab.

Mein Vater buchte einen Zelturlaub in Rimini. Dass wir nach Westberlin wollten, wo mein Onkel schon lebte, behielten meine Eltern für sich. Nur die Großeltern wussten Bescheid.

Während ich an Tomek dachte, ruckelte und zuckelte unser Fiat durch die Nacht, die Schlaglöcher auf Polens Landstraßen waren fast so groß wie unser Auto. Meine Eltern schwiegen.

Die Grenze zur DDR passierten wir einfach. Dann kam die zweite. BRD. Wir sahen sie schon von Weitem. Es war drei Uhr nachts, als sich vor uns ein riesiger Tempel aus gleißenden Strahlern erhob. Drei Beamte liefen auf uns zu und winkten uns zur Seite. Sie befahlen uns auszusteigen. Meine Mutter hob meine schlafende Schwester hoch, und mit mir an der Hand lief sie zum Toilettenhäuschen nebenan. Mein Vater blieb allein zurück.

Wir ließen unsere Identität an der Grenze

Meine Mutter ist schon immer ein sehr ängstlicher Mensch gewesen, sie ist es bis heute, und ich kann mir kaum ausmalen, wie sich das für sie angefühlt haben muss. Da standen wir nun, mit einem Bein im alten, mit dem anderen im neuen Leben, als diese bewaffneten Männer anfingen, unseren Kofferraum zu durchsuchen und die Sitze hochzuheben. Sie fanden nur Badeanzüge, Handtücher und ein Zelt

Als wir wieder losfuhren, hörte es plötzlich auf zu ruckeln, als hätte jemand Butter auf den Asphalt geschmiert. Dafür fuhren wir jetzt im Kreis, wie in einem Schneckenhaus, es ging gar nicht mehr geradeaus! Mein Vater verlor die Orientierung und meine Mutter schrie: "Fahren wir jetzt etwa wieder zurück?"

Es war der erste Satz, den meine Eltern sprachen, seit wir aus Wejherowo raus waren, und sie lachten erleichtert, als sie begriffen, dass diese Straßenschnecke lediglich dazu diente, sie auf die erste Autobahn ihres Lebens zu führen. Nach Westberlin.

Wir ließen den Eisernen Vorhang, den Stillstand, das System, das unsere Freiheit so willkürlich einschränkte, hinter uns. Nun mussten wir es schaffen.

Ob Kriegsflüchtlinge aus Syrien oder Arbeitsmigranten aus Südeuropa – die meisten Einwanderer haben heute den einen Wunsch: irgendwann wieder zurückzukehren. Wir wollten nicht zurück. Vielleicht fiel es uns deshalb so leicht, unsere Identität an der Grenze zu lassen.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie damals ausgereist sind, sagt mein Vater, er wollte sich nie wieder einsperren lassen, und meine Mutter sagt, sie wollte, dass wir Töchter bessere Chancen hatten.

In Polen gab es keine. So wie es keine Babynahrung in den Läden gab, keine Möbel, kein Fleisch. Es sei denn, man hatte Geduld – oder Kontakte in

den Westen. Während ihres Medizinstudiums hatten meine Eltern Alkohol einfach selbst destilliert.

Nach dem Studium, als beide schon Anästhesisten waren, arbeiteten sie rund um die Uhr, es reichte trotzdem gerade für einen mittleren Standard. Wohnung: Platte. Küche und Auto: von den Großeltern. Dieses eine Wort gab es in Polen nicht: Aufstiegsversprechen.

Der einzige Lichtblick waren die Päckchen, die ein deutscher Freund meines Opas schickte. Mit Kaffee, Schokolade, und dem größten Schatz, den meine Mutter sich vorstellen konnte: dem Burda-Katalog. Unsere Kleider waren immer genäht "jak w Burdzie". Wie bei Burda.

In unseren ersten Tagen in Westberlin kamen wir bei dem Onkel unter. Wir verkauften unseren Fiat Polski für 1.000 Mark. Dann zogen wir um, ins Lager. Eine große Halle in Berlin-Neukölln, eigentlich gedacht für Obdachlose, aber, weil in diesen Jahren so viele von uns kamen, wurde sie auch für Aussiedler geöffnet. Überall Eisenbetten und Plastiktüten, es roch nach Schnaps, und meine Schwester und ich krallten uns an den Beinen unserer Mutter fest.

"Ihr könnt hier nicht bleiben", sagte mein Vater, und fuhr uns zurück zum Onkel. Er selbst schlief wochenlang in der Halle, damit wir den Platz behielten.

Mein Vater hatte in Polen seine Bücher zurückgelassen, Goethe, Mann, Dostojewski. In Deutschland hatte er nun Putzdienst und schrubbte Klos und Flure.

Die ersten Wochen liefen wir fast stumm herum

Ein Fernsehteam kam und fragte meine Eltern auf englisch, was sie sich am meisten wünschten. Mein Vater sagte: Er würde gern das Ganze, die Flucht, die Ankunft hier, so schnell wie möglich vergessen. Meine Mutter sagte, sie werde erst wieder glücklich sein, wenn sie wieder alles hat, was sie hatte aufgeben müssen: Arbeit, Wohnung, Auto.

In diesen ersten Tagen in Deutschland dämmerte es ihnen: Hier ankommen werden sie nur, wenn sie anders werden, als sie sind.

Und ausgerechnet die Nazis hatten dafür gesorgt, dass ihnen das leichter fiel als anderen.

Wie viele Polen im Sozialismus, hatten auch meine Eltern nach einem "deutschen Großvater" gesucht, der Eintrittskarte in den Westen. Sie fanden ihn. Mein – durch und durch polnischer – Urgroßvater hatte bei der Reichsbahn gearbeitet und sich in die "Deutsche Volksliste" eintragen lassen. Denn als die Nazis gemerkt hatten, dass es schier unmöglich ist, alle Polen auszulöschen, um das Land zu "germanisieren", beschlossen sie, die übrigen Polen irgendwie zu Deutschen zu machen. Mein Urgroßvater galt somit als Deutscher und wir waren, auf dem Papier und ohne einen einzigen deutschen Verwandten zu haben: Aussiedler. Unser Ticket in eine neue Welt. Meine Familie spricht bis heute nicht gern darüber.

Statt für Fleisch, stellten sich meine Eltern nun morgens um 5 Uhr für Papiere an. Krankenkasse, Monatskarte, Begrüßungsgeld, als Aussiedler bekamen wir die Luxusbehandlung.

Mein Vater konnte es nicht fassen. Ohne jemals einen Pfennig in die deutsche Arbeitslosenversicherung eingezahlt zu haben, bekamen beide Arbeitslosengeld. Meine Eltern hatten den Eindruck, sie schuldeten diesem Land nun etwas. Auch der Sprachkurs im Goethe-Institut war, wie für alle Aussiedler, kostenlos. Neunzig Prozent sprachen damals kein Wort Deutsch.

In den ersten Wochen liefen wir mehr oder weniger stumm durch die Gegend, denn meine Eltern hatten beschlossen: Auf deutschen Straßen sprechen wir deutsch. Dafür wiederholte meine Mutter ihn danach umso öfter, einen ihrer ersten deutschen Sätze. "Pass auf!"

Wenn ein Mensch von einem Land in ein anderes zieht, kommt zu all den Rollen, die er in seinem Leben einnimmt, eine weitere. Er ist nun nicht mehr nur Arzt, Vater, Literaturliebhaber, sondern auch: Einwanderer. Je mehr Rollen, sagen Forscher, desto mehr Spannungen. Vielleicht haben meine Eltern einfach beschlossen, diese Spannung zwischen zwei Kulturen so klein wie möglich zu halten. Sie legten die Rolle der Polen ab. Und büffelten dafür umso mehr für die der Deutschen.

Auf meinem Pass prangte jetzt kein weißer, sondern ein schwarzer Adler. Aus der polnischen Emilka Smiechowska war die deutsche Emilia Smechowski geworden.

Unsere Namen ändern, das, was von Geburt an immer bleiben sollte – einen größeren Schnitt hätten wir nicht machen können.

Manche Flüchtlinge warten jahrzehntelang auf die Papiere, die bestätigen, was schon längst ihre Wirklichkeit geworden ist: Sie sind Deutsche. Sie wissen, wie man in Deutschland lebt. Bei mir war es andersherum.

Ich war Deutsche, bevor ich wusste, dass man sich in Deutschland Schokolade aufs Brot schmieren kann. Bevor ich wusste, dass die deutschen Lebensmittelläden Aldi heißen. Dass dort die Regale nie leer sind. Und dass man in der Kirche die Hostie in die Hand statt in den Mund gelegt bekommt.

Als Turbo-Deutsche mühten wir uns ab, dem, was auf dem Papier stand, zu entsprechen. Dieses Land wies viele Menschen ab, uns sah es als Deutsche. Hätten wir in dieser Situation die Hand heben sollen und sagen: Aber wir bleiben trotzdem auch polnisch, okay?

Neben der Obdachlosenhalle in Berlin-Neukölln gab es noch ein anderes, ein kleineres Haus. Dort hatte jede Familie ihr eigenes Zimmer. Und eine Familie war ausgezogen.

Mein Vater kaufte die billigste Flasche Whiskey, die er finden konnte, machte sich auf zum Pförtner und schob sie ihm rüber. Der schaute ihn verdutzt an. Dann schob er sie wieder zurück. "Wir machen sowas nicht in Deutschland", sagte er. "Hier regelt man die Dinge anders."

Wir bekamen das Zimmer. Einfach so.

Meine Eltern lernten Deutsch.

Wir gingen bei Aldi einkaufen.

Ich spielte mit alten Stücken aus Pappe.

Wir waren glücklich.

Wir wurden immer mehr.

In den achtziger Jahren kamen eine Million Einwanderer nach Deutschland, davon 800.000 Aussiedler. Mit dem Fall der Mauer wurden es noch mehr. Heute leben etwa 4,1 Millionen Menschen in Deutschland mit Aussiedler-Status, darunter etwa zwei Millionen Polen. Wir sind, nach den Türken, die zweitgrößte Migrantengruppe. Während die Türken



Deutschland eher wieder verlassen, stehen wir seit Jahren an der Spitze der Einwanderungsstatistik.

70.000 Polen kamen im Jahr 2013 unterm Strich nach Deutschland. So steht es im aktuellen Migrationsbericht der Bundesregierung.

Und doch haben wir keinen Cem Özdemir, keine Aydan Özoguz im Bundestag, es gibt keinen Verband, der für uns spricht, und wenn der Deutsche schnell was auf die Hand will, holt er sich ganz sicher keine Piroggen um die Ecke.

Klar, wir sind auch nicht die Protagonisten in Büchern eines Thilo Sarrazin, wir sind es nicht, die Zehntausende Dresdner dazu treiben, "Wir sind das Volk!" zu rufen.

Nicht mehr.

Emilie Mansfeld kam wie ich als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland. Heute arbeitet sie als Politologin bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. "Durch den Verzicht aufs Polnische haben wir einen Teil unserer Identität verloren. Der Begriff mag angestaubt sein, aber er trifft es noch immer: Migranten sind Brückenbauer. Wir aber haben die Brücke hinter uns gleich abgerissen", sagt sie.

Der große Wagen ist noch oben

Kennen Sie den noch?

"Eine kurze Anzeige mit drei Lügen: Anständiger Pole mit eigenem Auto sucht Arbeit."

Oder den?

"Woran merkt man, dass noch kein Pole im All war? Der große Wagen ist noch oben."

Noch einen?

"Wann gibt es in Polen Weihnachten? Zwei Tage, nachdem in Deutschland Bescherung war."

Harald Schmidt hat diese Witze erzählt, der große Entertainer des deutschen Fernsehens. In den neunziger Jahren war das. Das war die Stimmung.

Da waren wir schon längst raus aus dem Heim, hatten fünf Zimmer, Küche, Bad bezogen, unsere erste Sozialwohnung. Sogar einen Balkon gab es, mit einem grünen Belag, der aussehen sollte wie Rasen. Am ersten Abend saßen wir auf dem hellen Teppich im leeren Wohnzimmer und aßen Brot mit Philadelphia.

Andere Flüchtlinge im Heim kauften vom Geld, das ihnen der Staat gab, sofort Fernseher und Stereoanlage. An unserem ersten deutschen Weihnachten gab es einen Plastikbaum und etwas Lametta. Wir tranken aus ausgewaschenen Senfgläsern. Wir fuhren mit unserem Sozialticket U-Bahn. Nach Polen fuhren wir erstmal nicht. Keiner von uns ahnte, dass nur ein Jahr später der Eiserne Vorhang fallen sollte.

An 9. November 1989 sahen meine Eltern die Gesichter im Fernsehen. Die Flaggen. Dieses Jetztist-alles-wieder-möglich-Gefühl. Deutschland war wieder vereint. Meinen Eltern machte das wieder: Angst.

Mein Vater fing in einem Krankenhaus an, meine Mutter in einem anderen, wir gingen in den Kindergarten. Ihren Kollegen erzählten sie nicht, wie sie bisher gelebt hatten. Es fragte auch keiner.

Mein Vater staunte, wie niedrig die Differenz zwischen seinem Gehalt und dem Preis für ein Auto war. In Polen musste er etliche Jahre auf etwas sparen, das es dann oft gar nicht gab. Die Butterpreise schwankten manchmal von einem Tag auf den anderen um das zwölffache. Jetzt wartete er vier Monatsgehälter und kaufte einen grauen Mazda, schnell und geschmeidig wie eine Raubkatze.

Nur eine 2 plus? Wie konnte das denn passieren?

Wenn wir andere Polen im Supermarkt hörten, rollten wir noch immer mit den Augen. "Nur weil ich Polen im Ausland treffe, heißt das ja nicht, dass sie meine Freunde werden müssen", sagte mein Vater. Deutsch bedeutete Erfolg und Geld. Polnisch bedeutete Armut. Und etwas Dreck.

Mit aller Macht wollten wir verhindern, dass man auf uns herabsah.

Mit sieben wurde ich eingeschult. Meine Mutter wiederholte es wie das Vaterunser: "Du musst dich mehr anstrengen als die deutschen Kinder." Wenn ich mit einer 2 plus nach Hause kam, legte sich ihre Stirn in Falten. Wo denn das Problem gewesen sei?

Zahnpasta mit Erdbeergeschmack. Benjamin Blümchen. Eis in der Form eines Buntstifts. Wurst in der Form eines Bärchens. 4You-Schulranzen. Levi's-Jeans.

Urlaub in Schweden. Urlaub auf Capri.

Aktien. Schiffsanteile, um Steuern zu sparen. Wir wollten Freiheit. Und bekamen Kapitalismus.

Es gab auch die Sommer, wie sie schon immer waren. Wir Schwestern mit unseren Großeltern, in unserem Wald in Polen, unser Zelt, unsere zwei Seen, unsere Birken, unser Moos, unser Feuer.

Unsere Eltern blieben in Berlin. Arbeiten.

Das bisschen Arbeitslosengeld, das sie bezogen hatten, hatten sie tausendfach mit Steuern zurückgezahlt. Die Rechnung war beglichen.

Meine Mutter stand nervös in der Küche, als sie deutsche Freunde zum Essen einlud. Was sollte sie kochen? Es gab dann Tomate mit Mozzarella, Lasagne und Tiramisu. Von Piroggen hatte sie genug.

Mittlerweile besaßen wir einen 3er BMW in Grünmetallic. Diese Blicke, wenn wir damit durch polnische Dörfer fuhren. Wir parkten auf bewachten Parkplätzen, natürlich, und mein Vater befestigte die Lenkradsperre. Unser neues Leben wurde beäugt. Von Fremden, aber auch von Tanten, Onkels, Kusinen, die in Polen geblieben waren.

In Deutschland schämten wir uns dafür, arme Polen zu sein. In Polen schämten wir uns dafür, reiche Deutsche zu sein. Wir fühlten uns wie die Wölfe im Schafspelz.

Ist das der Preis einer Integration? Die Unsichtbarkeit? Die Scham?

"Tja", sagt der polnische Historiker Robert Traba. "Die Generation Ihrer Eltern, die damals zu Hunderttausenden nach Deutschland kam, litt unter einem Minderwertigkeitskomplex. Sie hatte das Gefühl, etwas aufholen zu müssen, was die Deutschen ihnen voraus hatten. Der Druck, so zu werden wie die Deutschen, war groß. Sie haben sich nicht integriert, sondern assimiliert. Assimilation aber führt ins Nichts."

Heute belächeln wir diesen Minderwertigkeitskomplex und gründen Kulturvereine wie den "Club der polnischen Versager". Damals konnten Deutschland und Polen unterschiedlicher kaum sein. Sozialismus und Kapitalismus, Arm und Reich, Grau und Glitzer. Wer schämte sich da nicht, als Grauer?

Meine zweite Schwester wurde geboren. Meine Eltern kauften ein Grundstück. Mit Garten. Sie stritten sich jetzt öfter. Meine Mutter wollte Designerstühle, mein Vater fand sie zu bunt.

In der Schule sprachen wir zum gefühlt zehnten Mal über das Dritte Reich. Lasen "Jakob der Lügner" und "Als Hitler das rosa Kaninchen stahl". Lasst mich endlich in Ruhe mit diesen bescheuerten Nazis! Der Lehrer schaute irritiert. Ach, war die nicht aus Polen? Tja, dachte ich, jetzt fragst du dich, wie viele aus meiner Familie vergast wurden.

Dabei interessierte mich das Thema brennend. Politik überhaupt. Nur konnte ich nichts anfangen mit dem kollektiven Schuldgefühl der Deutschen. Was sie wohl in polnischen Schulen lehrten?

Denkt ein Deutscher an Italien, sieht er Pizza. Denkt ein Deutscher an Polen, sieht er das Tor von Auschwitz.

Bismarck, Hitler, Vertriebene. Brandts Kniefall in Warschau. Meine beiden Länder waren vor allem durch Schuld und Sühne verwoben. "Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz", hat neulich unser Bundespräsident gesagt. Genau das war lange Zeit mein Problem.

Wir waren das Auschwitz in Deutschland, die Op-

fer im Täterland. Und wollten uns als solche lieber nicht zu erkennen geben, vierzig Jahre nach Kriegsende. In Deutschland war doch jetzt so vieles anders, was sollten wir da in alten Wunden rühren. Lieber werden wie die Deutschen. Weg mit dem Unterschied.

In den USA ist das anders. In allen größeren Städten gibt es polnische Communitys, polnische Feste, polnische Läden. Und ob man samstagabends Piroggen oder Ribs essen geht, entscheidet lediglich der Appetit, nicht die Geschichte. Es gibt sie nicht zwischen Polen und den USA, nicht so.

Ich fing an zu studieren. Ging ins Ausland. Und fing mit der Zeit an, ein kleines Spiel zu spielen. Ich tanzte zwischen den Kulturen, bediente mich mal dieser, mal jener Identität, je nachdem, wie es besser passte. Auf deutschen Formularen hatte ich keine Lust auf Nachfragen und gab gar nicht erst meine polnische Herkunft an. Um Auslandsstipendien zu bekommen, schrieb ich seitenlange Motivationsschreiben über meine polnischen Wurzeln. Es hatte schizophrene Züge.

Sollte ich am Telefon meinen Namen buchstabieren, sagte ich "Siegfried Marta Emil Cäsar Heinrich Oskar Wilhelm Siegfried Kaufmann Ida" und ließ unkommentiert, wenn jemand mein akzentfreies Deutsch lobte.

Meine Eltern schämen sich noch heute, wenn sie merken, dass sie einen winzigen Grammatikfehler gemacht haben. Mein Vater ist mittlerweile Chefarzt. Je höher er aufsteigt, desto mehr muss er darauf achten, keine Fehler zu machen, sagt er. Meine Mutter verwechselt noch immer "der, die, das". Sie sagt "Witzbeutel", wenn sie Witzbold meint. Und "Tiefkultur" statt Tiefkühltruhe.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie sich so unsichtbar gemacht haben, sagt mein Vater, man schämte sich eben damals als Pole, und meine Mutter sagt, sie hatte Angst, es sonst nicht zu schaffen.

"Es ist verständlich, dass unsere Eltern so reagiert haben", sagt Katharina Blumberg-Stankiewicz. Als Politikwissenschaftlerin promoviert sie über die unsichtbaren Polen. "Aber man sieht, wie wir als zweite Generation darauf reagieren. Wir straucheln. Und holen uns irgendwann das Polnische zurück."

Manchmal steht, wer glaubt, sich entscheiden zu müssen, am Ende verloren da. Assimilation ist kein Ankommen, es ist ein Versteckspiel.

Der Versuch, mich zu de-assimilieren, führt mich nach Polen. Als ich beruflich zwei Monate in Warschau verbringe, fühlt es sich irgendwie schräg an. Ich bin erwachsen, schwanger, will arbeiten. Aber am liebsten würde ich mich mit meiner Oma an der Hand in der nächsten Bäckerei anstellen, für ein Mohn-Quark-Teilchen. Nur ist meine Oma mittlerweile tot.

Ich lese polnische Geschichtsbücher und polnische Lyrik, gehe in die Botschaft und will meine polnische Staatsbürgerschaft zurück. Nicht aus Prinzip. Ich will wählen gehen. Wie ich es in Deutschland seit dreizehn Jahren tue.

Als die CSU vorschlägt, wir Migranten sollten zu Hause besser deutsch reden, bringen wir unserer Tochter gerade bei, dass "spac" und "schlafen" das Gleiche bedeuten, dass "babcia" und "Oma" dieselbe Person ist.

Eine Initiative von polnischen Frauen, die sich "Zwischen den Polen" nennt, veranstaltet eine Weihnachtsfeier. Wir essen Mandarinen und reden über unseren Heiligabend zu Hause. Über das Extragedeck für den fremden Gast, das Warten auf den ersten Stern, darüber, wie wir die große Oblate geteilt haben.

Bin ich jetzt rückwärtsgewandt? Konservativ? Oder lebe ich einfach nur mein eigenes Multikulti?

Deutschland, so heißt es, ist das zweitbeliebteste Einwanderungsland der Welt geworden. Die Politik hat sich ein Wortungetüm ausgedacht, um all die Angekommenen zu vereinen. Aber auch wir "Menschen mit Migrationshintergrund" wissen nicht, wie wir lieber genannt werden wollen. "Neue Deutsche"? "Menschen mit ausländischen Wurzeln"? "Hybride Identitäten"?

Egal, welches Label wir uns geben: Den Unterschied lässt es nicht verschwinden.

Soll es auch nicht. Ich will als Frau die gleichen Rechte wie ein Mann, das gleiche Gehalt, die gleichen Aufstiegschancen. Das heißt doch aber auch nicht, dass ich ein Mann sein will.

Ich habe heute wieder zwei Pässe – und will mich nie wieder entscheiden müssen. Ich bin weder "neue Deutsche" noch "alte Polin". Was bitte ist mit dem Dazwischen? Noch immer scheint ethnische Vielfalt ein Symbol für gescheiterte Integration zu sein. Wo keine homogene Masse zu sehen ist, wo man die Migranten als solche erkennt, muss etwas falsch gelaufen sein.

Die Polen als Vorbild der Integration? Hätten sich alle Migranten so "integriert" wie wir, würden wir in Deutschland nur Schweinsbraten oder Grünkohl mit Pinkel essen und uns im Theater langweilen.

Die gehen ins Ausland, sind polnisch und stolz darauf!

Danzig, Breslau, nochmal Warschau. Ich schreibe über polnische Obdachlose und die boomende Wirtschaft. Sehe Hipster und Hochhäuser und spreche mit Jugendlichen und denke: Die kennen den polnischen Minderwertigkeitskomplex gar nicht! Die gehen ins Ausland und sind polnisch und stolz drauf!

Mein Heimatland hat sich verändert. Wie kein anderes aus dem ehemaligen Ostblock hat es den Systemwechsel geschafft – aus eigener Kraft. 2009 war es das einzige Land in Europa, das trotz Eurokrise ein Wirtschaftswachstum zu verzeichnen hatte. Das britische Magazin Economist schrieb: Seit dem 16. Jahrhundert war Polen nicht mehr so wohlhabend, friedlich, vereint und einflussreich.

Polen wird heute bewundert, nicht belächelt.

Haben diese Entwicklung nur aus der Ferne beobachtet. Uns ist nun auch dieses Land ein bisschen fremd geworden.

Meine Mutter hat noch immer 50 Eier im Gepäck, jedes Mal, wenn sie in Polen war. Ein Ei ist dort mittlerweile genauso teuer wie hier.

Meine Schwester hat einen Deutschen geheiratet und heißt jetzt anders.

Mich kostet es noch immer Überwindung, polnisch über den Spielplatz zu rufen.

Sprachlich sei er irgendwie heimatlos geworden, sagt mein Vater. Er spricht jetzt seine Muttersprache mit deutschem Akzent.

Empfohlen von Stefan Mahlke, Korrektur: "Warum fasziniert Fußball wie kein anderer Sport? Weil die Hand, die geschickte, aus dem Spiel bleibt. Der Fuß muss ran, der ungeschickte. Fußball ist die Kultivierung des Ungeschicks. Dies und mehr beschreibt Joachim Frischs großartiger Essay – der beste Text über Fußball."

Völlers Leere und das kultivierte Ungeschick

Annäherung an eine Ästhetik des Phänomens Fußball in elf Prinzipien / Fußball als Abstraktion von Politik, Intellekt und Gesellschaft

Von Joachim Frisch

ie Faszination des Fußballspiels ist fern aller politischen, emotionalen und kulturellen Projektionen zu suchen, fern von Analogien und Interpretationen: im Bewegungsablauf und in der Raumaufteilung auf dem Platz, in der Spannung zwischen einfachstem Spiel und seiner Begrenzung durch Regeln. Sein Reiz beruht auf der Abstraktion von den gesellschaftlichen Verhältnissen, vom Ernst des Lebens, nicht in ihren fadenscheinigen Entsprechungen. Doch weist der Fußball damit nicht den Weg zu einer Utopie jenseits aller Vergesellschaftung. Das wäre der Weg zurück in die Barbarei. Er spendet allenfalls Trost angesichts der gesellschaftlichen Zumutungen. Darin ist er der Kunst und der Literatur nahe, der Politik aber fern. Fußball hat viel mit Intuition und mit Instinkt zu tun, nichts mit Intelligenz und Gesinnung. Er lebt von der Spannung zwischen Zivilisation und ungezügelter Natur, von Regel und Anarchie. Die Reflexion dieses Zusammenhangs im Spiel aber ist dessen Zerstörung.

Wenn nun Fußball Abstraktion von Intellekt, von Politik und Gesellschaft ist, wenn Fußball Kunst ist, so ist seinem Geheimnis nur mit einer Ästhetik näherzukommen. Diese ist bisher nicht geschrieben worden. Ror Wolf hat sich poetisch dem rohen Sein des Fußballs gewidmet und seine Mythen vorgeführt. Er ist damit dem Fußball gerechter geworden als alle angestrengten gesellschaftlichen Analysen. An dieser Poesie des Fußballs muß sich eine Ästhetik des Fußballs orientieren. Ihre Aufgabe muß es sein, den Fußball von allen Instrumentalisierungen befreit zu begreifen, auch von denen der Guten und Gerechten. Sie muß eine Kritik der Entfremdung des Fußballs sein, seiner Entfremdung durch Kommerz, durch elektronische Medien, durch alle Ansinnen von Gesinnungen.

Vor einer Ästhetik muß jedoch eine Phänomenologie des Fußballs stehen, die hinter dem Schleier aus Mythen das einfache Prinzip freilegt, das den Fußball zum Faszinosum (P. Jenninger) über alle kulturellen, religiösen und politischen Grenzen hinweg werden läßt. Die Phänomenologie des Fußballs wird zwar das Geheimnis der Faszination nie ganz lüften können, doch sie kann seine Spur aufnehmen. Diese Annäherung zielt nicht auf Entzauberung, sondern auf Verdoppelung der Lust am Fußball durch die Lust an der Erkenntnis über ihn. Ein Fußballspiel ist ein Fest der Differenz ewig wiederkehrender Muster. Jedem Steilpaß geht ein Steilpaß voraus, doch kein Steilpaß ist jemals mit einem früheren Steilpaß identisch.

Seine unvergleichliche Mischung aus Kraft, Geschick und Ungeschick verdankt der Fußball der elementarsten, gleichsam banalen und genialen Regel des Fußballs, dem Verbot des Handspiels und aller Hilfsmittel. Es gibt keine Sicherheit des Ballbesitzes, nicht mal für den Bruchteil einer Sekunde. Der flüchtige Augenblick der Ballberührung mit dem Fuß oder Kopf dauert nicht länger als ein Wimpernschlag. Weil die Hand, das Organ motorischen Geschicks, aus dem Spiel bleibt, wird die ganze Geschicklichkeit des Spiels dem ungeschickten Fuß aufgebürdet. Stets lauert das Versagen an der Grenze der eigenen Beweglichkeit. Brillant ist nur der Spieler, der das Risiko des Fehlers in Kauf nimmt, der die Grenzen der Beherrschbarkeit des Balles ertastet und für sich verschiebt. Champions-League-Spiele sind langweiliger als so manches C-Klassen-Spiel, wenn diese Grenze der Beherrschbarkeit nicht angetastet wird. Die Balance von Kraft, Schnelligkeit, Eleganz und Geschick entfaltet ihre Faszination erst mit dem Risiko des Mißlingens.



Diesen einfachen Grundsatz des Fußballspiels wollen wir das *Prinzip des kultivierten Ungeschicks* nennen. Die permanente Angst vor dem Ballverlust durch die Kombination der *Flüchtigkeit des Ballkontaktes* (zweites Prinzip) mit der *permanenten Bedrohung durch den Gegner* (drittes Prinzip) gibt dem Fußball seine Rasanz. Daß diese nicht zu Hektik ausartet, ist dem Raum zu verdanken. Gut 7.000 Quadratmeter stehen den 22 Spielern zur Verfügung, um Wege zum Tor des Gegners zu finden.

Daraus ergibt sich eine Unmenge möglicher Kombinationen in jeder Situation und somit das vierte Prinzip: die Unendlichkeit der Handlungsalternativen. Raum, Gegner und der Mangel an Kondition zwingen zur Taktik, zur Suche nach der idealen Raumaufteilung, nach dem rationellsten Spiel. Doch die rationale Kalkulation in der durch den drohenden Gegner eng begrenzten Zeit überfordert den menschlichen Intellekt maßlos. Gerade über den Intellekt gesteuertes Spiel ist schematisch, taktisch und langweilig, und es ist allein auf Athletik angewiesen. Erst was über diese intellektuell faßbare Dimension hinausgeht, fasziniert.

Athletik ist eine notwendige Basis für Spitzenfußball, längst keine hinreichende Qualität. Pure Athleten sind auf dem Fußballplatz oft Dilettanten, genauso wie Intellektuelle – letztere nicht deshalb, weil Fußball zu primitiv wäre, sondern deshalb, weil Fußball für den menschlichen Intellekt zu komplex, zu schnell ist. Die Eigenschaften des begnadeten Fußballspielers sind Instinkt und Intu-

ition. Geniale Fußballer waren und sind immer Intuitionsfußballer. Und dies ist der Grund, weshalb Fußball in die Sphäre der Kunst als Annäherung an das Unsagbare gehört. Es ist die metaphysische Dimension des Fußballs. Intuition ist das Gegenteil des Geistes, aber gleichzeitig dessen Ursprung. Das sagten Nietzsche und Adorno. Im Fußballspiel entsteht Geist aus Instinkt, ein Geist jedoch, der anderer Natur ist als der Intellekt. Der Geist des Fußballs hat seine eigene Schönheit, seine eigene Kraft und seine eigene Würde. Zu verstehen ist er deshalb nur durch eine eigene Ästhetik. Er ist Geist im Rohzustand, noch nicht durch instrumentelle Vernunft zugerichtet. Daher rührt seine Unvereinbarkeit mit der Politik, denn diese ist ein triviales Produkt des Geistes. So lautet denn das fünfte Prinzip: die Dominanz der Intuition.

Angesichts dieser künstlerischen Dignität des Fußballs wirken alle Versuche einer pseudowissenschaftlichen Quantifizierung fußballerischen Könnens kreuzdumm. Die Anzahl der Ballkontakte, der gewonnenen Zweikämpfe, der heruntergespulten Kilometer oder der Schüsse aufs Tor sagen nichts über die Qualität eines Spielers, schon gar nichts über die Qualität eines Spiels aus. Ein Spieler wie Romario kann ein Spiel durch einen einzigen gewonnenen Zweikampf oder einen einzigen Schuß aufs Tor entscheiden. Maradona konnte dies durch einen einzigen Paß.

Diese Spannung von höchster Kunst und kalter Berechenbarkeit verweist auf das sechste Prinzip: die Dialektik von Quantität und Qualität. Der quantitative Charakter der Entscheidung erlaubt optimale Klarheit (im Gegensatz zu Sportarten mit erklärt künstlerischem Anspruch wie dem Eiskunstlauf). Tor oder nicht Tor, dazwischen ist nichts, kein Drittes, kein Ausgeschlossenes, kein Nicht-Identisches. Welch krasser Gegensatz zur Qualität des Spiels, die logisch, statistisch, quantitaiv nicht annähernd zu erfassen ist. Sie ist geradezu die Verkörperung des Nicht-Identischen. Diese enorme Spannung zwischen der gnadenlosen Quantität der Entscheidung und dem zutiefst qualitativen Charakter des Spiels verleiht dem Fußball eine unbeschreibliche Dramatik.

Welcher Anhänger des Fußballs ist nicht schon an der Ungerechtigkeit eines schnöden Ergebnisses verzweifelt, das dem künstlerischen Wert der gezeigten Leistungen Hohn sprach? Möglich wird diese Dramatik nicht etwa durch die Raffinesse eines filigranen Regelwerks, sondern durch das krasse Gegenteil: die Einfachheit der Regeln und des Spiels (siebtes Prinzip). Amerikanische Journalisten überboten sich bei der Weltmeisterschaft gegenseitig darin, Hohn und Spott über die Primitivität des Fußballs auszugießen. Sie wunderten sich darüber, daß man mit über zwölf Jahren noch derart einfache und kindische Spiele betreiben könne. Nun sind die USA das einzige bedeutende Land der Welt, in dem Fußball völlig bedeutungslos ist. Sie sind auch das Land, in dem das Niveau der Massenkultur der Phantasie Zwölfjähriger entspricht. Man betrachte nur Hollywood nach Cary Grant. Auf diesem Niveau ist die dialektische Dimension zwischen einfachem Spiel und Regel noch nicht zu begreifen. Wir wissen, daß der Spieler sie nicht begreifen muß, doch dem über Fußball Urteilendem sollte klar sein, daß gerade die Einfachheit der Regeln Voraussetzung für die kreative Entfaltung des Spiels ist.

Indem man sich auf den einfachst möglichen Nenner einigt – der Ball muß ohne Benutzung der Hände ins Tor, egal wie –, gewährt man dem Spieler und der Mannschaft ein größtmögliches Maß an kreativer Entfaltung. Die Regel ist in diesem Sinn weniger konstitutiv als defensiv, ja negativ: Sie unterbindet, was den Fußball komplizieren und damit seine Entfaltung hemmen könnte. Sie ist das Gegenteil der konstitutiven Regel, beispielsweise im Baseball. Dort determiniert die Regel den Charakter des Spiels, im Fußball ermöglicht sie seine kreative Entfaltung durch das Prinzip Nummer acht der Dialektik von Regel und Kreativität.

Getreten werden soll der Ball, und nur der Ball. Die Bewegungsfreiheit muß erhalten bleiben, ohne daß die Bewegungsfreiheit des Gegners über ein das gemeinsame Interesse am Spiel betreffendes Maß hinaus beeinträchtigt wird. Das einfache Regelwerk stellt die optimale Form, den optimalen Rahmen zur Verfügung, der die Möglichkeit zur optimalen Entfaltung der Fähigkeiten von Spieler und Mannschaft gewährleistet. Dieser Minimalismus der Regulierung entspricht dem Ideal eines nicht autoritären, formalen und modernen Rechtsprinzips, eine libertäre Interpretation des Kantschen Kategorischen Imperativs. Der Minimalismus der Regeln gibt dem Fußball das potentiell Anarchische, das linke Schwärmer zu Analogieschlüssen verführt. Tatsächlich ist der Fußball ja subversiv, nur nicht

in irgendeinem politischen Sinn, sondern in einem fundamentaleren, jenseits von Intellekt und Politik. Er ist subversiv gegen in allen Kulturen und Ideologien verbreitete Alltagsmythen, weil er sich immer wieder gängigen Mustern widersetzt.

Die Stars des Fußballs sind nicht die idealen, schnellen Supermänner, schon gar nicht die intelligenten Helden der Revolution, sondern es sind nicht selten komische Vögel, Typen wie "Ente" Lippens, Gerd Müller oder Garrincha. Über Garrincha schreibt das "Fußball- Lexikon": "Rechtsaußen; Dribbelphänomen; besaß 'ideale' Fußballerbeine: wies ein linkes X-Bein, sechs Zentimeter kürzer als das rechte O-Bein auf (daher 'Garrincha', ein brasilianischer Paradiesvogel mit schaukelndem Gang)." Ausgerechnet Garrinchas Beine als die "idealen Fußballerbeine", das ist die pure Subversion des Fußballs (neuntes Prinzip) gegen das Ideal des perfekten Körpers.

Seit den Zeiten Günter Netzers besagt ein ungeschriebenes Gesetz, daß das Trikot mit der Nummer Zehn dem Spielmacher vorbehalten sei. Hier bleibt die Nummer Zehn dem ökonomischen Prinzip vorbehalten, das den Fußball zum attraktivsten aller Spiele macht: der Knappheit des Gutes Tor.

Die Möglichkeit, daß ein Ereignis ausbleiben kann, macht sein Eintreten erst zur Attraktion. Gegen das Tor im Fußball ist ein Korb im Basketball oder ein Tor im Handball schnöde Selbstverständlichkeit. Freilich ist ein Fußballspiel mit vielen Toren meistens eine erfreuliche Angelegenheit, aber nur deshalb, weil dies nicht die Regel ist, sondern ihre Überschreitung. Denn gerade die Seltenheit des Eintritts des entscheidenden Ereignisses, des Tores, läßt dies zum Sensationserlebnis werden, ja zum Fetisch.

In manchen Spielen spürt man eine Phase überhöhter Erregung. Dann sagen die Reporter, ein Tor läge in der Luft. Fällt es tatsächlich, löst sich die nahezu greifbare Spannung in orgasmischen Dimensionen auf, beim Torschützen, bei Mitspielern, bei den Fans. Für Sekunden sind Raum und Zeit verschmolzen, ist die Schwere des Daseins in grenzenloser Leichtigkeit aufgehoben, in der totalen Ekstase. Rudi Völler beschreibt das Gefühl nach dem erfolgreichen Torschuß als völlige Leere im Kopf. Es ist die Entfesselung des Ichs von den Fesseln des Daseins in der Welt, von der trägen Körperlichkeit. Völlers Leere ist die gleiche, als die der Mönch Adson sich angesichts seines einzigen und deshalb einzigartigen Geschlechtsverkehrs noch am Ende seines langen Lebens erinnert: "Es ist, als ob man verginge, als ob man schwerelos würde und nichts mehr spürte vom niederdrückenden Erdengewicht des Körpers..." (Umberto Eco: "Der Name der Rose")

Völlers Leere ist das Nirvana, der Zustand des Einsseins mit dem Kosmos, nach dem Philosophen, Asketen, Gurus und Yogis seit Jahrhunderten suchen. Ist nicht manches entscheidende Tor eine Spur befreiender als ein gewöhnlicher Geschlechtsakt? Ich behaupte, daß dem Fußball huldigende Männer öfter beim Orgasmus an Fußball denken als im Augenblick eines Tores ihrer Mannschaft an einen Orgasmus. Wer's nicht glaubt, hat vom Fußball nichts begriffen, oder er ist ein Mönch.

Das elfte Prinzip aber lautet: Fußball ist Trost.

Anonyme Empfehlung, Online-Redaktion: "Mir gefällt das Nerdige an dem Text: Er pickt sich einen total nischigen Bereich heraus und spielt das dann komplett durch."

Unser Universum ist süß und klebrig

Mars, Orion, Milky Way: Warum werden Schokoriegel eigentlich so oft nach Sternen und Co. benannt? Hier einige mögliche Antworten.

Von Alexander Scholz

ie Kinder der westlichen Welt lernen die Milchstraße als Schokoriegel kennen, ein Kern aus Zucker-Eiweiß-Masse umhüllt von Schokolade: Milky Way. Mars wiederum offenbart sich dem Bewusstsein zunächst als Mix aus Zucker-Eiweiß-Masse, Karamel und Schokolade, und erst dann als roter Planet. Am Anfang ist unser Universum süß und klebrig.

Milky Way und Mars sind die einzigen Himmelskörper, die es auf den deutschen Schokoriegelmarkt geschafft haben. Um der obskuren Verbindung zwischen Astronomie und Schokoriegeln weiter zu folgen, muss man auf andere Länder ausweichen. In Großbritannien etwa gibt es den eleganten Galaxy-Riegel. Seine einzige Ingredienz: Schokolade.

Das britische Zuckerhaus Cadbury produziert in seiner irischen Filiale den Starbar, den Sternenriegel, bestehend aus Karamel, Schokolade und Erdnüssen.

Die tschechische Filiale von Nestlé wiederum verkauft in slawischen Ländern diverse Derivate unter dem Label Orion. Manche schmecken nach Kokosnuss, andere nach Himbeere oder Banane. Kundenmeinungen zu den Orion-Riegeln reichen von "sehr schmackhaft" über "seltsam", und "künstlich" bis hin zu "furchtbar".

Wie kam der Himmel in die Schokoriegel?

Nói Síríus, eine isländische Schokoladenmanufaktur, stellt unter dem Label Sirius die Schokoriegel Pipp und Nizza her, die außerhalb Islands weitgehend unbekannt sind. Vielleicht liegt es daran, dass die isländische Schokolade immer ein wenig so schmeckt, als werde sie "aus eingeschmolzenen, leicht gesalzenen Schokoladennikoläusen" hergestellt, wie Kathrin Passig im Jahr 2008 mutmaßte. Die Namen unserer fünf Kandidaten decken alle typischen Objekte ab, die man am gestirnten Himmel findet. Mars, der Planet, nur ein paar Millionen Kilometer von der Erde entfernt. Sirius, der hellste Stern am Nachthimmel. Galaxie, der generische

Begriff für Systeme, die hundert Milliarden Sterne enthalten. Milchstraße, unsere Heimatgalaxie. Und Orion, das Sternbild, der mythologische Jäger am Winterhimmel. Seit Tausenden von Jahren verfolgt er den Stier und kommt kein bisschen näher.

Wie aber kam der Himmel in die Schokoriegel? Sowohl in Form und Ausdehnung als auch in ihrer chemischen Zusammensetzung haben Himmelskörper wenig mit den nach ihnen benannten Riegeln zu tun. Sterne bestehen zu 90 Prozent aus Wasserstoff und fast der gesamte Rest ist Helium. Zwar enthalten Schokoriegel wie Starbar und Sirius ebenfalls ziemlich viele Wasserstoffatome, aber ihr Anteil an der Masse der Riegel liegt unter zehn Prozent. Das meiste Gewicht steckt in Kohlenstoff und Sauerstoff.

Die Schokoriegelnamensforschung beginnt mit Mars, der benannt ist nach Forrest Mars senior, der wiederum der Sohn von Frank Clarence Mars war, dem Schokoriegelmagnaten, Frank Mars gründete 1920 die Firma Mar-O-Bar, die wenig später zu Mars Incorporated mutierte. Während der Planet aber nach dem Kriegsgott benannt ist, stammt der Familienname Mars vom altenglischen "marsc", übersetzt Sumpf. Mars, der Riegel, kommt etymologisch gesehen aus dem Morast.

Mars, die europäische Version von Milky Way

Mars war keine neue Erfindung, sondern eine Kopie von Milky Way – meistverkaufter Schokoriegel der 1920er Jahre. Die Entstehungsgeschichte von Milky Way ist ein großes Geheimnis, vor allem, weil es zwei Versionen gibt: die von Frank und die von Forrest Mars. Als sicher gilt, dass die Inspiration für den Geschmack und den Namen von einem Schoko-Malz-Getränk kam. "Why don't you put this chocolate malted drink in a candy bar?", soll Forrest seinem Vater geraten haben.

Im Jahr 1929, sechs Jahre nach der Erfindung von Milky Way, produzierte die neue Fabrik in Chicago zwanzig Millionen Schokoriegel. Frank Mars kaufte



ein Flugzeug und eine Pferdefarm. Aber Forrest wollte mehr, er wollte die Weltherrschaft, Schokoriegel in jedem Laden auf dem Planeten. Anfang der 1930er Jahre zerstritten sich Vater und Sohn endgültig. Forrest erhielt die Erlaubnis, Milky Way in Europa zu verkaufen, ging nach England, produzierte Milky Way mit englischer Schokolade und warf das "neue" Produkt als Marsriegel unters Volk. Am Anfang der Schokoriegelzeiten war Mars die europäische Version von Milky Way.

Und so blieb es bis heute – in Amerika. Jeder, der schon einmal die Vereinigten Staaten von Amerika bereiste, wird sich an den schockierenden Moment erinnern: Man kauft ein Milky Way, freut sich auf die reine Füllung, beißt hinein und bleibt in klebrigem Karamel hängen. Das europäische Milky Way hingegen, den vertrauten Standard ohne Karamelschicht, verkauft Mars Inc. in Amerika unter dem unkosmologischen Namen "Three Musketeers".

Es handelt sich um "frittiertes Hundefutter"

Die Globalisierung bringt es mit sich, dass man manchmal das amerikanische Milky Way neben dem europäischen Mars im selben Regal findet. Ein Stück Vergangenheit, das in die Gegenwart fällt, ein Wurmloch, das in eine andere Zeit führt. Gleichzeitig eine Ahnung von der großen vereinheitlichenden Theorie, Planet und Galaxie nach demselben Rezept zusammengerührt. Und um die Schraube des Irrsinns noch weiterzudrehen, verkaufte Mars Inc. unter dem Namen Mars eine Weile ein Snickers mit Mandeln, bevor man sich entschied, dieses Derivat "Snickers Almond" zu nennen.

Mittlerweile arbeitet sich das traditionelle Milky Way in bizarren Defektmutationen durch die kapitalistische Konsummaschine. Man kann eines ohne Nougat kaufen, getauft "Simply Caramel". Außerdem erhöhte man den Farbkontrast durch die Kombination von weißem Nougat und dunkler Schokolade und nannte es "Milky Way Midnight". Über "Milky Way Crispy Rolls", einem Keksprodukt,

das sich selbst mit "Mars Delight" Konkurrenz macht, schrieb Wolfgang Herrndorf im Jahr 2002, es handle sich wohl um "frittiertes Hundefutter". Schließlich hat die Firma Mars begriffen, dass kein Himmelskörper die Form eines Riegels hat (nicht mal Rigel). Seitdem geistern die Kuriositäten "Milky Way Magic Stars" und "Mars Planets" durch die Regale, wobei die erstgenannte eine Sternform hat.

Fünf, nicht vier Zacken

Die restlichen Kandidaten sind schnell abgehandelt. Galaxy wird vermarktet als Schokolade für "me-time, Genuss, Weiblichkeit und Sinnlichkeit", eine genderisierte, feminine Schokoladena-

bart. Das Logo von Orion wiederum ist ein Stern mit vier Zacken. Eine einfache Google-Suche beweist, dass Sterne fünf Zacken haben, nicht vier. Auf dem Starbar stimmt zwar die Anzahl der Zacken. Aber wie ernst kann man einen Sternenriegel nehmen, der unter Pseudonymen wie "Moro Peanut" oder "Wunderbar" durch die Läden tingelt?

Mittlerweile arbeitet sich das traditionelle Milky Way in bizarren Defektmutationen durch die kapitalistische Konsummaschine.

Und schließlich ist Sirius von Island aus fast nicht sichtbar. Der Stern steigt in Reykjavík nicht einmal zehn Grad über den Horizont, so niedrig, dass er praktisch immer von einem Vulkan oder einem Pony verdeckt ist. Keine einzige der 1.184 wissenschaftlichen Publikationen, die sich mit dem Stern Sirius befassen, wurde von einem isländischen Astronomen verfasst.

Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass die türkische Süßwarenfirma Ülker ein Produkt anbietet, das nach dem Halley'schen Kometen benannt ist. Das Branding ist perfekt – vom "y" des Namens zieht sich ein Kometenschweif zu einem fünfzackigen Stern. Leider ist Halley kein Schokoriegel, sondern ein Keks.